NUMMER 6 · MÜNCHEN, 11. FEBRUAR 1962 · B 5843 C · 60 PFENNIG

Schweden Kr 1.— incl. oms. · Österreich ö. S. 4.50 · Schweiz sfr. —.80 · Italien Lire 120.—

REVUE

Will Berthold:

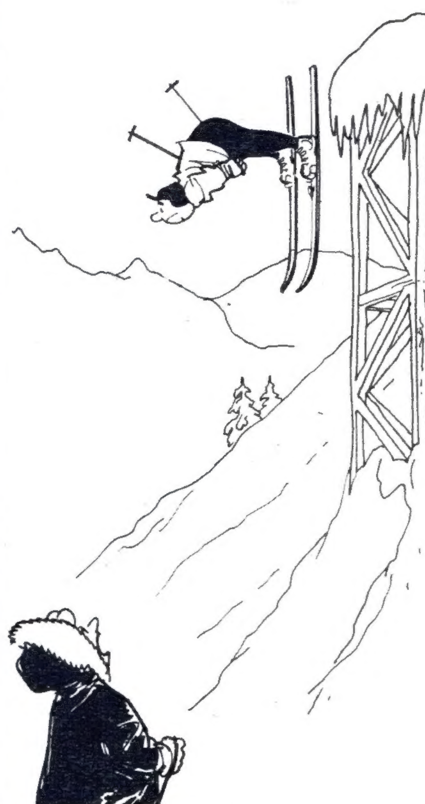
Der Untergang der Cap Arcona

Gina Lollobrigida



Jean Bellus zeichnet für REVUE

Von Fall zu Fall



„Im Seitensprung bist du besser . . ."



„Laß das, Erwin, da kommt dein Chef!"



„Hinfallen kann ich jetzt, nur mit dem Aufstehen happert's noch."

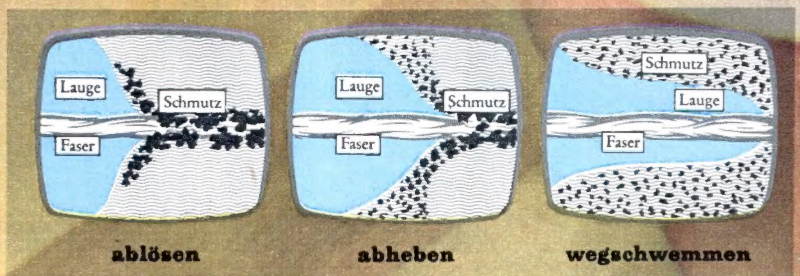


„Vielleicht gibt's die Dinger auch ein paar Nummern breiter . . ."

...leichter waschen!

Unter dem Mikroskop sieht man, wie leicht und schonend Wipp-perfekt wäscht:

Ablösen: Behutsam schiebt sich die extra milde Lauge zwischen Schmutz und Faser. **Abheben:** Der Schmutz wird einfach abgehoben und in kleinste Teilchen zerlegt. **Wegschwemmen:** Die Lauge hält diese Schmutzteilchen in der Schwebe – sie können nicht wieder auf die Wäsche aufziehen.



...so leicht wird Wäsche wieder schön

So einleuchtend – so entscheidend: für alle Wäsche Wipp-perfekt. Das Doppelpaket DM 1,25

REVUE

gelesen – dabei gewesen

NUMMER 6 · 11. FEBRUAR 1962



Als „Die Schöne von Neapel" ist Gina Lollobrigida aus Kanada zurückgekehrt. Mit diesem Film will sie ihr Publikum zurückerobern Foto: Chiara Samugheo



Lieber REVUE Leser!

Erst ein amerikanischer Fernsehreporter hat kommen müssen, um uns zu zeigen, wie klein in Wirklichkeit das Format jenes Mannes ist, der den anderen Teil Deutschlands beherrscht. Dazu genügte eine Filmkamera, gekoppelt mit einem Bandgerät, und eine zweimal gestellte Frage, die den roten Diktator in die Enge trieb. Walter Ulbricht rief „Schluß!" und „Ende!" und schließlich „finished!" — nachdem er beschwörend die Dolmetscherin angeschaut hatte.

Das Interview mit dem Amerikaner wurde abgebrochen, weil sich der „Vorsitzende des Staatsrates der DDR" nicht mehr zu helfen wußte. Noch Minuten vorher hatte er dummdreist über die Vereinigten Staaten gespottet — jetzt stolperte er über eine simple Frage nach dem Stalinismus und war mit seiner Dialektik fertig. Es klingt billig, aber es ist richtig: Der Spitzbart zitterte vor Empörung, als Ulbricht mit funkelnden Brillengläsern das Spiel aufgeben mußte.

Als ich diese Szene auf dem Bildschirm sah, kam mir jeder unserer Minister in Bonn wie ein geistiger Gigant vor. Ich fragte mich, warum unsere Regierung seit Jahren Angst davor hat, sich mit diesem Ulbricht in direkten Verhandlungen über Deutschland zu unterhalten. Ich fragte mich auch, warum man in Bonn immer behauptet hat, der kommunistische Vizekönig würde uns womöglich überspielen — und deshalb könne man beispielsweise nie an eine „Konföderation" mit ihm denken, an jenen Versuch also, die beiden Teile unseres Landes auf provisorische Art wieder zusammenzuleimen.

Dieser Mann und uns überspielen? Ich halte nicht allzuviel von unserer politischen Fähigkeit, aber daß uns ein Ulbricht übertölpeln könnte, scheint mir nach dem Interview ausgeschlossen.

Wenn ich daran denke, fürchte ich, daß wir in bezug auf Ulbricht vieles versäumt haben. Statt ihn durch direkte Gespräche ins Unrecht zu setzen, sind wir ihm ausgewichen. Statt ihn in Moskau auszumanövrieren, haben wir seine Stellung gefestigt. Nicht daß wir ihn hochgelobt hätten, nein, wir haben ihn „hochgetadelt". Wir haben ihm zu jener Position verholfen, die es für den Kreml unmöglich macht, ihn fallenzulassen: indem Bonn ihn zum Feind Nummer 1 hochspielte.

Dieser Ulbricht, ein humorloser spießiger Sauertopf, ist nicht der Typ, den Chruschtschow mag. Besondere Leistungen hat er in letzter Zeit auch nicht aufzuweisen. Im Gegenteil — mit seinen spätstalinistischen Methoden „blamiert er den ganzen Verein". Aber um seine Verbannung aus der Politik zu erreichen, hätte Bonn anders mit Moskau verkehren müssen.

Kürzlich sprach ich mit einem Journalisten aus Warschau. Er sagte: Ulbricht? Das ist doch ein schrecklicher Kerl. In Polen lachen wir über ihn. Er ist wie ein Schuljunge. Niemand im Ostblock nimmt ihn ernst. Nur ihr Deutschen tut das.

Frage an unsere Politiker: Warum habt ihr euch jahrelang weniger zugetraut als jener Reporter aus New York, der Ulbricht vor aller Welt zwang, nach ein paar Minuten freier Diskussion zu kapitulieren?

Ihr *Voluntas*

Reportagen



Romane und Serien



In der nächsten REVUE:

Glück ist wie Glas

Roman einer Ehe am Abgrund von Ursula Schaake

Rubriken

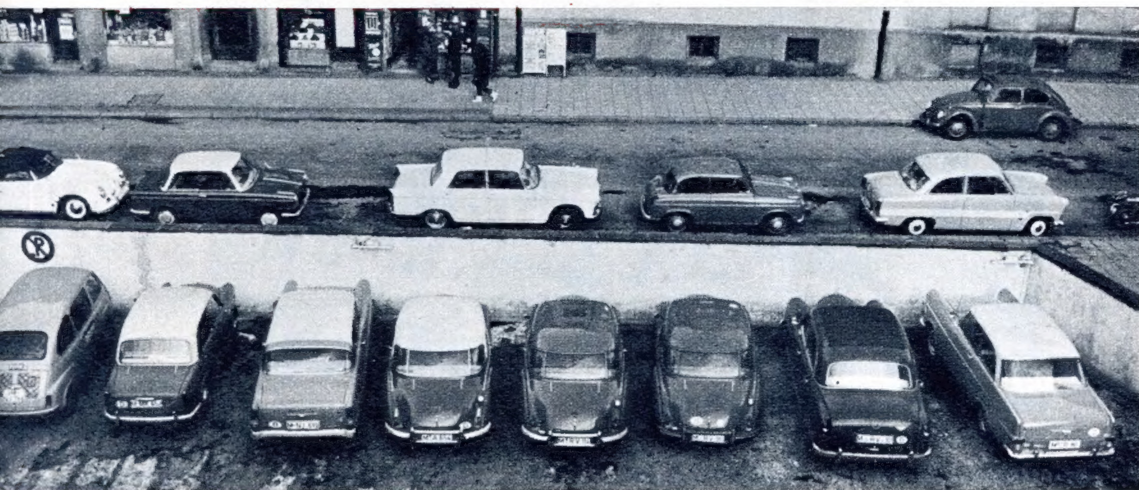


Auto REVUE

Wie rangieren Sie Ihren Wagen am liebsten ein?

Parallel, schräg oder rechtwinklig zur Fahrbahn? REVUE zeigt alle drei Methoden. Auf 18 Meter Länge können vier, sechs oder acht Autos parken. Die erste Methode benötigt den meisten Platz. Aber auch beim Schrägparken wird Raum verschwendet, ohne daß in der Tiefe etwas gewonnen wird. Diese Verschwendung können wir uns nicht leisten. Darum fordert REVUE:

Parkvorschriften sind der Parknot anzupassen



Für Sie getestet:

Mercedes-Benz 220 SE



I. PERSONALIEN

Rufname: 220er Einspritzer.
„Innenleben": 2195 ccm, 120 PS, Drehmoment 19,3 mkg bei 3900 U/min, 6-Zylinder-Viertakt-Reihenmotor, Benzin-Einspritzung, Tankinhalt 65 Liter.
Kosten: Viertürige Limousine DM 14 950,—, Mindesthaftpflicht ca. DM 550,—, Jahressteuer DM 317,—.

II. WAS ER BIETET

Leistungen:

a) Beschleunigung: Von 0 auf 50 km/st in 4,0 Sekunden, von 0 auf 80 in 9,2, von 0 auf 100 in 13,4 und von 0 auf 120 in 19,0 Sekunden.
b) Bergsteigevermögen: im direkten Gang neun, im dritten Gang siebzehn Prozent.
c) Tempo: Spitze 175 km/st.

Der abnorm laufruhige, im Übergang einwandfreie Einspritzmotor ist einsame Spitzenklasse.

Straßenlage:

Man sagt, daß bei Mercedes-Benz das Fahrwerk immer schneller sei als der Motor. Das heißt, das Fahrwerk könnte noch höhere Geschwindigkeiten vertragen. Es entspricht in seiner Qualität durchaus der Beurteilung des Motors. Trotz angenehm weicher Federung zeigt es niemals Anzeichen zum Ausbrechen, ist richtungsstabil, in Kurven lammfromm, präzise Lenkung.

Fahrkomfort:

Weltspitzenklasse. Hervorragende Sitzposition, glänzende Sicht, leichte Bedienung, — von Männern gemacht, die selbst viel fahren. Innenausstattung von solider, guter Qualität, aber etwas hausbacken.

Bremsen:

Sprechen gut an, ziehen gleichmäßig, sind aber — wie überall — hinter der Motorleistung zurückgeblieben.

Verbrauch:

Gegenüber dem Vergasermotor durch genau regulierte Einspritzmenge nicht nur besserer Übergang, sondern auch sehr günstiger Verbrauch. Auf langer Strecke mit 12 Liter Super auf 100 km erstaunlich niedrig. Voll besetzt mit Vollgas über Autobahn und Landstraße im Durchschnitt 14,0 Liter. Bei 95 km/st 9,8 Liter, bei 120 km/st 10,5 Liter, bei 150 km/st 15,5 Liter.

Geltungsnutzen:

Ein Wagen der internationalen Extraklasse, dessen Leistung weit über dem Durchschnitt liegt und trotzdem von erfreulicher Wirtschaftlichkeit ist. Praktisch kaum reparaturanfällig. Der deutsche Repräsentationswagen schlechthin.

So urteilen REVUE-Leser



Ludwig Röthel, Fabrikant

Lob: Straßenlage hervorragend, auch bei Nässe. Bremsen greifen sicher und rasch, Lenkung ist leichtgängig. Beschleunigungsvermögen erstaunlich. Der sehr günstige 3. Gang mindert das Gefahrenmoment bei jedem Überholvorgang auf ein Minimum.
Tadel: Schaltung sollte weicher sein.



Margarete Baumann, Geschäftsinhaberin

Lob: Die Anzugskraft ist geradezu verblüffend. Straßenlage ausgezeichnet. Die Maschine hat eine wunderbare Laufruhe. Die Lenkung ist angenehm direkt. Sehr gute Sicht.
Tadel: Karosserie macht nicht mehr so einen stabilen Eindruck wie früher.



Walter Voigt, Möbelkaufmann

Lob: Überraschend ist es, wie leicht sich der Wagen auch bei hohen Geschwindigkeiten beherrschen läßt. Man hat in jeder Situation das Gefühl völliger Sicherheit. Wer mit der Familie unterwegs ist, empfindet den Kofferraum als wirklich einmalig.
Tadel: Keiner.

So sollten Sie ihn fahren

Dieser kultivierte Wagen, der trotz seiner komfortablen Innenmaße bequem und handlich ist, verdient es, seiner überragenden Leistung und Straßenlage wegen wie ein Sportwagen gefahren zu werden. Aber bitte Vorsicht! Erst der Blick auf den Tacho zeigt Ihnen, wie schnell Sie wirklich sind, denn das lautlose, fast spielerische Dahingleiten läßt Sie das tatsächliche Tempo vergessen.



mercator über unser Geld

Bonn braucht 53 Milliarden Mark

Die Bundesregierung wird in diesem Jahr alle Rekorde im Geldausgeben brechen. Nach dem Rekordhaushalt, der vom Kabinett bereits verabschiedet worden ist, sollen 1962 nahezu 7 Milliarden Mark mehr ausgegeben werden als im Vorjahr. Insgesamt sind Ausgaben in Höhe von etwas mehr als 53,5 Milliarden Mark vorgesehen, nahezu 15 Prozent mehr als 1961. Diesen Rekordhaushalt legt die Bundesregierung ausgerechnet zu einem Zeitpunkt vor, in dem sie keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den Steuerzahler zum „Maßhalten" aufzufordern. Wieder einmal hat man in Bonn recht vernünftige Ansichten — aber man denkt nicht daran, mit gutem Beispiel voranzugehen.

Die wachsende Flut der Staatsausgaben wird natürlich von allen Seiten kritisiert. Dennoch werden die Mitglieder des Bundestags, die in den kommenden Wochen über den Rekordhaushalt beraten, kaum irgendwelche Abstriche machen. Im Gegenteil: in den letzten Jahren hat sich immer wieder gezeigt, daß die Parlamentarier oft noch ausgabefreudiger als die Bundesregierung sind. Darüber hinaus aber ist es mit der Kritik an dem Rekordhaushalt gar nicht getan — wir müßten uns überlegen, wo überhaupt nennenswerte Einsparungen möglich sind.

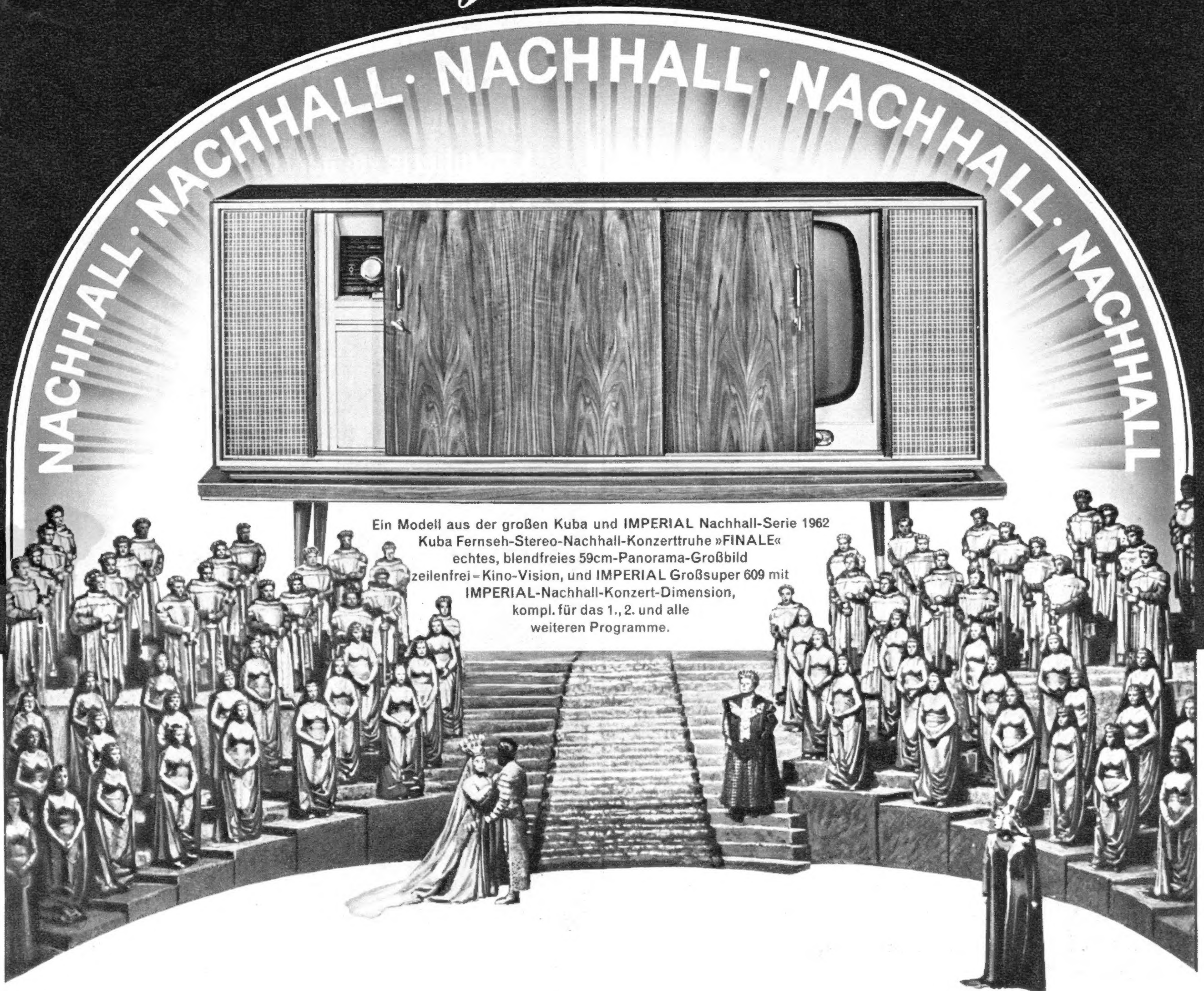
Sehen wir uns einmal die „großen Brocken" im Bundeshaushalt an. Den Löwenanteil beansprucht Franz Josef Strauß: für die militärische und zivile Verteidigung sind 16,5 Milliarden Mark vorgesehen. Nahezu ein Drittel des gesamten Bundeshaushalts wird also von Militärausgaben aufgefressen, die gegenüber dem Vorjahr um 4 Milliarden Mark erhöht worden sind. Die Bundesregierung erklärt zwar, die ungewöhnlich starke Steigerung der Militärausgaben hänge mit den Ereignissen des 13. August 1961 zusammen. Aber das scheint mir eine recht oberflächliche Darstellung: tatsächlich zeigen die Rüstungsausgaben auch in den anderen westlichen Ländern seit Jahren eine rasch steigende Tendenz. Die schnelle technische Entwicklung auf diesem Gebiet führt dazu, daß die Ausrüstung ganzer Armeen in wenigen Jahren veraltet und ständig modernisiert werden muß. Wir können also damit rechnen, daß sich gerade in diesem Sektor die Ausgabenlast immer noch weiter erhöhen wird. Hinzu kommt, daß unsere Partnerstaaten USA und England uns zu großen Rüstungskäufen in ihren Ländern „ermuntern".

Nächste Gruppe: Sozialausgaben. Hier ist gerade erst das Kindergeld erhöht worden, und einige Interessengruppen drängen darauf, weitere „Geschenke" vorzunehmen. Die Sozialausgaben lassen sich kaum verringern, zumal es trotz des Wohlstandes manchen Leuten immer noch recht schlecht geht. Aber sie ließen sich besser verteilen: beispielsweise ist es unverständlich, warum gerade die SPD darauf drängt, daß das Kindergeld auch an gut verdienende Familien gegeben werden soll.

Dritte Gruppe: Verkehrsausgaben. Vorgesehen sind 4,6 Milliarden Mark, über 800 Millionen Mark mehr als im Vorjahr. Über die Notwendigkeit des Straßenbaus ist kein Wort zu verlieren — auch auf diesem Gebiet kann der Steuerzahler also in seinem eigenen Interesse kaum Einsparungen vorschlagen. Sie sehen, es ist gar nicht leicht, aus einem Mammuthaushalt etwas „herauszuschneiden". Einigermaßen unsinnig erscheinen allenfalls die Ausgaben für die Seeschiffahrt: hier sind 80 Millionen Mark vorgesehen — sowohl als „Abwrack-Prämien" als auch für Neubau-Darlehen. Man sollte sich wirklich überlegen, ob der Neubau von Schiffen noch gefördert werden soll, wenn die Reeder schon wegen des schlechten Geschäftsgangs nach Staatshilfe rufen.

Auch die Ausgaben für die Landwirtschaft sind gegenüber 1961 um über 800 Millionen Mark erhöht worden und belaufen sich jetzt auf 3,6 Milliarden Mark. Daß die Subventionen für die Bauern hinaufgesetzt werden und gleichzeitig der Milch- und Butterpreis erhöht werden soll, ist zweifellos mehr als ärgerlich. Es ist auf die Dauer nicht sinnvoll, daß der Steuerzahler Millionenbeträge aufbringt, die dann anderen Steuerzahlern als Geschenke zugeteilt werden ...

Musik, wie sie noch nie geboten wurde



Ein Modell aus der großen Kuba und IMPERIAL Nachhall-Serie 1962 Kuba Fernseh-Stereo-Nachhall-Konzerttruhe »FINALE« echtes, blendfreies 59cm-Panorama-Großbild zeilenfrei-Kino-Vision, und IMPERIAL Großsuper 609 mit IMPERIAL-Nachhall-Konzert-Dimension, kompl. für das 1., 2. und alle weiteren Programme.

Die überwältigende Akustik der berühmtesten Konzertsäle erleben auch Sie jetzt in Ihrem Heim mit der ganz neuen, stufenlos regelbaren

JMPERIAL Nachhall-Konzert-Dimension

Auch Sie werden von diesem gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiet der Klangentwicklung überrascht und begeistert sein. Lassen Sie sich von Ihrem Fachhändler unverbindlich die neuen Kuba- und IMPERIAL-Modelle mit IMPERIAL-Nachhall-Konzert-Dimension vorführen, denn mehr als je zuvor zählen FORTSCHRITT und QUALITÄT

Wenn Sie diesen Gutschein einsenden, erhalten Sie kostenlos und unverbindlich die neuen Kuba- und IMPERIAL-Kataloge 1962

Gutschein
An die Kuba-IMPERIAL-Informationsabteilung
(20 b) Wolfenbüttel

Name: ....

Wohnort: ....

Straße/Hausnr.: ....

Kuba

JMPERIAL

Auch 1962 wieder der Zeit voraus

Friedrich,

Preußens Gloria soll wieder marschieren. Zum 250. Geburtstag Friedrichs des Großen kam Präsident Gerstenmaier im Bundestag die Idee: Wir müssen wieder großer Männer und nationaler Ereignisse gedenken! Aber der Ältestenrat kapitulierte vor der Frage: Wollen die Deutschen wirklich den »Alten Friedrich« wieder haben?



So haben ihn viele von uns in Erinnerung: Kitschmaler ließen die Gnadensonne auf ihn scheinen. Ein Verbrecher wie Hitler stempelte ihn zum Urbild des deutschen „Führers". Dann kam die Militärregierung und bewertete ihn, grob gesagt, nur noch nach seinem Ausruf: „Kerle, wollt ihr ewig leben?" Unser Bild: Friedrich umarmt nach der Schlacht von Torgau General v. Zieten (P. Janssen, 1844—1908)

willst du ewig leben?



Von Prof. Dr. Carlo Schmid

In der letzten Woche haben in der Bundesrepublik mancherorts Veranstaltungen stattgefunden, darin man des 250. Geburtstages des Königs Friedrich II. von Preußen gedachte. Die einen nannten den König schlicht so, weil sie in ihm nur einen Friedrich Nummer zwei sehen wollten; die anderen nannten ihn, wie schon die Zeitgenossen in der ganzen Welt es taten, „Friedrich den Großen".

Manchem der Feiernden kam dabei das Herz in Wallung: er sah vor sich den Preußenkönig der Bilder Menzels: die Flötenkonzerte in Sanssouci im Kerzengold; heldische Szenen in der verdüsterten Buntheit abendlicher Schlachtfelder mit und ohne das „Nun danket alle Gott" abgekämpfter Grenadiere. Andere hatten einen bitteren Geschmack im Mund: sie dachten an die Schlesischen Kriege, an den Siebenjährigen Krieg insbesondere — Überfallkriege! —; sie dachten an den Korporalstock, mit dem Friedrich seinen Soldaten Disziplin und die Fähigkeit des Umgangs mit Ober- und Untergewehr einprügeln ließ. Einige haben davon gesprochen, daß er dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation faktisch den Todesstoß versetzt habe, so daß dessen förmliche Auflösung zu Napoleons Zeiten nur noch eine Formalität zu sein brauchte, und hervorgehoben, daß seine große Feindin Maria Theresia sich als „deutsche" Fürstin gefühlt habe, er aber nur als „König von Preußen".

Schließlich hat man ihm da und dort übelgenommen, daß er zur deutschen Dichtung seiner Zeit überhaupt kein Verhältnis hatte, ja, nicht einmal zur deutschen Sprache. Und in der Tat sprach und schrieb er sie nur äußerst mangelhaft; es lag ihm nicht viel an ihr, wie ihm überhaupt an dem, was wir Deutsche Volkstum nennen, offenbar gar nichts lag: es gab für ihn Untertanen des Königs von Preußen; ob diese nun deutsch oder polnisch sprachen, scherte ihn wenig, wenn sie nur dem Souverän gegenüber ihre Pflicht taten. Das Zeitalter des Nationalstaates war nun einmal noch nicht angebrochen, auch im damaligen Frankreich noch nicht.

Manche dieser Züge hatte er mit den Fürsten seiner Zeit gemein. Auch diese verschmähten Eroberungskriege nicht und fühlten sich unter „Untertanen" wohler als unter dem, was man seit der amerikanischen Revolution „Bürger" zu nennen begann. Schließlich waren sie alle miteinander absolutistische Fürsten — nur eben nicht in der Ausübung ihres Regiments so „aufgeklärt" wie Friedrich.

Immerhin muß es doch einen Grund gehabt haben, daß die Zeitgenossen — in allen Ländern —

Friedrich, willst du ewig leben?

diesen Mann den „Großen" nannten, diesen Mann, der sehr wenig liebenswürdige Züge an sich hatte. Seinen Beinamen verdankt er einer Reihe von Eigenschaften und Leistungen, die ganz sein eigen waren. Einmal fand man den Feldherrn Friedrich groß, diesen König eines kleinen, geographisch völlig auseinandergerissenen Landes, der es vermochte, einige der damaligen Weltmächte zu besiegen und der, als das Waffenglück ihn zu verlassen schien, nicht in die Knie ging, sondern einem Stoiker Roms gleich weiterkämpfte in der Gewißheit, daß auf die Dauer die Göttin Fortuna dem Tapferen helfen werde.

So großartig dies war, so hat es uns Deutschen doch nicht gutgetan: trug es doch dazu bei, daß wir anderthalb Jahrhunderte später im Bann der Fridericus-Rex-Legende — epigonenhaft — fest daran glaubten, die Deutschen könnten gar nicht anders als siegen...

Vor allem aber sah die Welt des 18. Jahrhunderts in diesem König zu ihrem Erstaunen einen Souverän, der sich nicht damit begnügte, eine Krone zu tragen, sondern der auch „regierte", und dem nicht die prunkvolle Selbstdarstellung das Entscheidende der Majestät zu sein schien, sondern die Kraft und die Selbstüberwindung, sich im Dienste am Staat zu verzehren. Sie sahen einen Mann, der, von allen möglichen Gebrechen geplagt, sich um die letzten Einzelheiten in seinem Staate kümmerte und seine Entscheidungen nicht nach Laune, sondern nach Sachgerechtigkeit traf. Während die anderen Fürsten seiner Zeit es sich am Gottesgnadentum genug sein ließen, meinte er, für den Anspruch auf absolute Herrschermacht eine andere Legitimation nötig zu haben, nämlich jene, die sich aus der Bereitschaft ergibt, der Erste Diener seines Staates zu sein.

Wohlgemerkt: seines „Staates"! Denn vom Volke als der Summe von Einzelschicksalen hielt Friedrich nicht sehr viel. Er war, was die Fähigkeit der Menschen, gemäß der Vernunft zu leben anlangt, höchst pessimistisch, pessimistisch bis zur Menschenverachtung. Aber er hielt viel von einem starken Staat — auch im Interesse von dessen Bewohnern, soweit es um deren Nutzen ging —, und er wußte, daß ein Staat, um stark zu sein, nicht unterhalb einer gewissen Ausdehnung seines Gebietes bestehen kann, und daß darüber hinaus ein Staat gesicherte Ordnungen braucht, deren Prinzipien aus den Einsichten vernünftigen Denkens beim Blick auf die Wirklichkeit bezogen werden müssen.

So hat er als erster das Prinzip der allgemeinen religiösen und völkischen Toleranz in seinem Staate eingeführt: jeder sollte nach seiner Façon selig werden können. Und wenn er dem Staate nützlich und treu war, sollte es nichts ausmachen, ob einer aus dem Ausland kam oder der Mark Brandenburg, ob er Katholik oder Protestant war. Er hat als erster Fürst die gerichtliche Folter abgeschafft und für alle seine Untertanen von Geburt und Stand unabhängige gleiche Behandlung vor Gericht, ausschließlich nach Recht und Gesetz, durchgeführt. Das war schon etwas, das in jener Zeit, da „Aufklärung" noch mit dem Irrationalen und Willkürlichen hergebrachter Zwischengewalten und Privilegien kämpfte, Grund genug sein konnte, einen Fürsten „groß" zu nennen.

Wir haben andere Ideale als Friedrich und sehen den Staat sehr viel anders, als er ihn haben wollte. Wir möchten in seinem Preußen nicht mehr leben; wir wollen einen Staat, in dem freie Bürger ihre Lebensordnung selbst bestimmen und verantworten — und gerade das schien Friedrich ein hassenswerter Nonsens zu sein, denn für ihn gebot niemand anderes als die Göttin „Vernunft" einen Staat mit einem absoluten Herrscher an der Spitze, dem nicht Bürger, sondern Untertanen — nach Recht und Gesetz behandelte und ihren Nutzen in Redlichkeit erstrebende Untertanen — gegenüberstehen sollten. Daß wir Deutschen — gerade



1732: Galante Abenteuer auf Schloß Rheinsberg



Pracht, Bequemlichkeit und „Reinheit des Gedankens" waren die Ideale des Kronprinzen (Bild).
1712 war er geboren worden. 1740 wurde er König.
Damit „jeder nach seiner Façon selig" werden könne, befahl Friedrich als erster Monarch:
„Gleiches Recht für alle"



Ein Jahr König: Friedrich hat Schlesien den Habsburgern entrissen; Breslau huldigt ihm (Bild).
23 Jahre führte Fridericus Rex Krieg.
Auch marxistische Historiker rechtfertigten ihn später uneingeschränkt: Friedrich mußte erobern, wollte er Preußen lebensfähig machen



Als geliebten Landesvater malte Adolf Menzel 1840 Friedrich II.
Viele Deutsche jener Zeit aber sahen „Fritz" nur als „Franzenaffen": weil Friedrich nicht deutsch, sondern französisch sprach

DER ALTE FRITZ –
im Geschichtsbild unserer Zeit

KONSTANTIN PRINZ VON BAYERN, Journalist, München: Die Würdigung einer historischen Tat oder Persönlichkeit sollte unabhängig von politischen Konjunkturerscheinungen sein. Friedrich II. war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Könige seiner Zeit. Die von ihm geübte Toleranz ist sein persönlicher Charakterzug geblieben — leider ohne nachhaltige Wirkung auf den politischen Charakter des preußischen Staates. Die von ihm erreichte, in ihren Auswirkungen für uns so nachteilige Aufspaltung der Reichsentwicklung in eine hohenzollerisch-deutsche und habsburgisch-österreichische Geschichte wäre ohnehin eingetreten.

DR. RER. POL. EUGEN KOGON, Publizist, Professor für Politik an der TH Darmstadt: Historische Gedenkstunden — gewiß, sei es im Bundestag, sei es sonst am geeigneten Ort. Aber just mit dem „roi de Prusse" beginnen? Welche falschen Parallelen zu unserer so ganz anders gearteten deutschen Wirklichkeit von heute da nahe lägen, nicht wahr: die kriegerische Durchhaltekraft, die machiavellistische Schlesien-Politik, der schlaue Dienst für England, das zur Schau getragene Voltairianertum, die Menschenverachtung! Ein großer Mann, aber doch wohl kaum unser aktuellstes Vorbild!

DR. PHIL., DR. THEOL., OTTO DIBELIUS evang. Bischof von Berlin-Brandenburg: Schon als Student lernte ich, daß ein Volk, das seine eigene Geschichte nicht kennt und ehrt, nicht verdient, eine Nation zu heißen. Dazu stehe ich noch heute. Große geschichtliche Leistungen müssen aus ihrer Zeit verstanden werden. Wir können uns weder mit den Kriegen Friedrichs des Großen, noch mit seiner Lebensphilosophie einig erklären. Aber die Tapferkeit und Selbstlosigkeit seines Dienstes an der Nation bleiben ein Leitbild für jeden Deutschen.

WOLF GRAF BAUDISSIN, ehemaliger Referent der Abteilung „Inneres Gefüge" im Bundeswehrministerium, Generalmajor, z. Zt. Fontainebleau: Die Kenntnis von Menschen und Ereignissen der Vergangenheit gehört zu den Voraussetzungen geschichtlicher Existenz der Einzelnen und der Völker. Ihre Gestalten sollten allerdings als Kinder ihrer Zeit und als Wesen von Fleisch und Blut — mit Stärken und Schwächen — gezeigt werden, sonst sind sie Götzen, aber keine Beispiele. Friedrich scheint mir für uns beispielhaft als Mensch mit einem klaren Gefühl für die Macht und ihre Grenzen, die durch Toleranz, Recht und Machtverhältnisse gesteckt sind. Wir dürfen Friedrich nicht für das verantwortlich machen, was sich Epigonen unter Berufung auf ihn an reaktionärer, nationalistischer und antisemitischer Unduldsamkeit geleistet haben.

FRITZ ERLER, Wehrexperte der SPD, Bonn: Noch immer haben Gunst und Haß das Bild Friedrich II. verzerrt. Heutige Maßstäbe wären ungerecht. Gewaltsame Machtausdehnung wurde von allen Fürstenhäusern seiner Zeit betrieben. Toleranz, Pressefreiheit, Rechtssicherheit und pflichtbewußte Staatsdiener gereichten Preußen zur Ehre. Deutsches Nationalgefühl war Friedrich fremd. Preußen galt seine Sorge. Dieser Staat war allzu sehr auf ihn zugeschnitten. Als Friedrich die Augen schloß, war die bewegende Kraft dahin. Dennoch gebührt in Glanz und Elend unserer Geschichte jenem Mann das Attribut „der Große".

DR. PHIL. ERICH KÄSTNER, Schriftsteller und literarischer Zeitkritiker, München: Es ist wahr, daß Friedrich II. den Ersten Schlesischen Krieg aus Ruhmsucht vom Zaune brach; daß er in der Schlacht von Mollwitz — als sie verloren schien — auf seinem Schimmel das Weite suchte; daß er Elisabeth Christine, seine Frau, auf Hoffesten derartig brüskierte und kränkte, daß sie vor der gesamten diplomatischen Welt Europas in Tränen ausbrach; daß er den Siebenjährigen Krieg trotz allen Energie- und Geniestreichen, verloren hätte — so sicher wie das Amen in der Kirche — wenn nicht die Zarin Elisabeth gestorben und Peter III. gefolgt wäre. So und ähnlich verbrachte er die ersten 23 Jahre seiner Regierung. Und die zweiten 23 Jahre haßte und verachtete er den Krieg und die Menschen und rackerte sein Volk und sich selber ab, bis Preußen eine Großmacht war. Diese Demaskierung gilt nicht nur für Friedrich II. von Preußen, sondern für alle Herrschaften, die, historisch kostümiert, als schöne Masken durch die Hallen der Geschichte wandeln.

DER ALTE FRITZ — im Urteil der jungen Generation

Acht Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft liberaler Studenten (v. l.) Leo Stempfl (25): „Bismarck ist uns näher." Helga Grümer (25): „Friedrich könnte unser Nationalbewußtsein stärken." Martin Ahrendt (25): „Wenn es einer verdient, daß sein Bild wieder an die Wand gehängt wird, dann er." Ewald Hahn (31): „Nicht Leitbild, höchstens Ansporn!" Dieter Sturm (27): „Seine Zeit ist uns zu fern . . ." Helmut Weber (24): „Nicht nationales Symbol, aber Vorbild wie Bismarck"! Reinhold Sieber (19): „Als Leitbild nicht mehr zeitgemäß." Klaus Ottnat (22): „Er hat die Grundlagen für das Einigungswerk Bismarcks gelegt."



DER ALTE FRITZ — im Spiegel seiner Selbstkritik

1741 an seinen Freund Jordan: „Die Genugtuung, meinen Namen in den Zeitungen und später in den Geschichtswerken zu lesen, hat mich verführt."

1748 an den Marquis d'Argens: „Dieser Krieg ist furchtbar; er wird von Tag zu Tag barbarischer. Unser gebildetes Jahrhundert ist noch sehr roh oder besser gesagt, der Mensch ist eine unbezähmbare Bestie."

1770 an seine Schwester: „Ich tue was meine Pflicht in diesem Land erheischt, dessen einzige Stütze seine Wehrmacht ist. Ich tue es guten Mutes, aber bisweilen wird es mir sauer."

1773 an Voltaire: „Trotz alldem würde ich nichtsdestoweniger für den Ruhm arbeiten, müßte ich darüber auch sterben. Denn mit einundsechzig Jahren ist der Mensch unverbesserlich. Das ist das ehrliche Geständnis meines Wesens . . ."

1777 an seinen Neffen: „Scheint es nicht, daß mein Bildnis, die Züge meines vorgerückten Alters tragend, sich in Ihrem Garten als Vogelscheuche eignen würden?"

unsere Bildungsschichten — uns so lange im Obrigkeitsstaat wohlgefühlt haben und nicht, anderen Völkern gleich, danach trachteten, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, hat viele Gründe. Einer davon ist, daß Gestalt und Werk Friedrichs des Großen den rechtlich geordneten, integren, rational durchdachten Obrigkeitsstaat — in dem es keine Pompadour gab — den Deutschen als Ideal so plausibel gemacht hat und ganz und gar ausreichend erscheinen ließ.

Wir können Friedrich lieben; wir können ihn für ein Verhängnis halten — aber wir können ihn nicht übersehen. Insbesondere hat es keinen Sinn zu fragen: „Was wäre geschehen, wenn . . ." Man kann von der Geschichte nicht im Konjunktiv sprechen. Sicher ist, daß ohne sein Werk keiner von uns so wäre, wie er heute ist, denn dieser Mann hat — im Für und Wider — unser Geschichtsbewußtsein, und das heißt auch unser nationales Selbstbewußtsein, geprägt wie wenig andere, auch wenn er bei allem, was er tat, nur an Preußen und nicht an das deutsche Volk dachte. Man lese nach, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" darüber geschrieben hat.

Mancher Republikaner mag sich wundern, daß ein Demokrat über diesen König schreibt, wie es hier geschrieben steht. Man mag den Verfasser deswegen schelten — er ist nun einmal der Meinung, daß wir Deutschen es dahin bringen sollten, wohin es andere Völker schon gebracht haben, nämlich zu begreifen, daß alles, was uns zur Nation geformt hat, unser aller gemeinsamer Besitz ist. Keiner von uns hat in seiner Habe ausschließlich Dinge, die ihm lieb und teuer sind . . .



Auf Treu und Redlichkeit stand sein Staat, der im Siebenjährigen Krieg (Bild: Friedrich nach der Heimkehr) fast verloren ging. Die Alliierten schafften 1947 Preußen als „Hort des Militarismus" ab — ein Stück mehr „unbewältigte Vergangenheit" . . .

Als talentierter Jazz-Trompeter gründete Conny Leverenz (oben) seinen Ruhm unter den ebenfalls musikbesessenen Mitschülern. Dann wurde er ein „König der Diebe". Als er verhaftet wurde, hatte er an seinem Kinn noch die Leimspuren vom aufgeklebten Rotbart (unten)

Ein REVUE-Bericht von Ludwig Weitz (Fotos) und Felix Lendt (Text)

Tübingen am Neckar, Kreissparkasse West, sechzehn Uhr vierzig. Der Leiter der Kassenfiliale, Wolfgang Holz, bringt seine letzte Kundin zur Tür, um hinter ihr abzuschließen. Er hat seinen Arbeitstag hinter sich ... Da steht ihm ein junger, rotbärtiger Mann gegenüber und bittet um eine Gefälligkeit: Er möchte Prospekte über VW-Aktien haben. Wolfgang Holz ist bereit, ihm den Gefallen zu tun. Er dreht sich um und will hinter seinen Schalter zurückgehen. Im nächsten Augenblick trifft ihn ein harter Schlag mit einem Eisenrohr auf den Kopf. Holz schreit auf, ein zweiter Schlag trifft ihn. Nach dem dritten Schlag bricht er zusammen. Wie oft er dann noch getroffen wurde, kann er nicht mehr genau sagen. Aber er ist noch heute davon überzeugt, daß er sein Leben nur einem Umstand verdankt: Ein verspäteter Kunde betrat den Schalterraum, und der rotbärtige Räuber ergriff die Flucht.



Sie waren Söhne aus angesehenen Familien. Aber sie waren auch Diebe, Einbrecher und Bankräuber — die neun Oberschüler von Tübingen, von denen das Gericht glaubte, sie müßten vor der Öffentlichkeit geschützt werden

Nachts wenn die Primaner kamen



Man sah nicht, was er nachts trieb: Eckhart Löffler glich mehr einem College-Studenten als einem Bankräuber . . .

Erst sieben Minuten später war Wolfgang Holz wieder so weit auf den Beinen, daß er die Alarmanlage in Gang setzen konnte.

Man schrieb den 20. Januar 1961.

Fast auf den Tag genau ein Jahr später stand Wolfgang Holz als Zeuge vor der Tübinger Jugendstrafkammer. Er hatte die Folgen dieses Überfalls noch immer nicht überwunden.

Die Polizei konnte den Täter und seinen Komplicen, beide Gymnasiasten aus Tübingen, schon kurz nach der Tat verhaften. Die kleine, idyllisch gelegene Universitätsstadt, durch derbe Studentenscherze an allerlei gewöhnt und auch bereit, sich mit allerlei abzufinden, summte vor Erregung. Denn was jetzt ans Tageslicht kam, war selbst für den großmütigsten Jugend-Freund zu viel: Hier, in Tübingen und Umgebung, wurde auf nächtlichen Streifzügen von Schülern so ziemlich alles geklaut, was nicht fest an die Wand genagelt war: Bücher, Schallplatten, Plattenspieler, Radioapparate, Musikinstrumente, Schokolade, Zigaretten, Whisky. Unter diesen Gymnasiasten, diesen Söhnen angesehener Bürger, galt es als besonders fein, eine Party zu geben, bei der man gestohlene Zigaretten und Getränke anbot und gestohlene Schallplatten auf gestohlenen Plattenspielern vorführte. Und als am 8. Januar dieses Jahres der Prozeß gegen die neun Angeklagten begann, umfaßte ihr Sündenregister neben dem versuchten Bankraub rund 160 Diebstähle und 17 Einbrüche.

Am neunten Tag des Prozesses stellte Erster Staatsanwalt Hegemann seine Strafanträge: Für die beiden Haupttäter, die auch den Überfall auf die Bank auf dem Kerbholz hatten, eine Jugendstrafe von unbestimmter Dauer zwischen zwei und vier Jahren. Selbst der Verteidiger des einen Hauptangeklagten,





Nachts, wenn die Primaner kamen

Die Polizei war blitzschnell Noch heute erinnert sich der überfallene Filialleiter der Kreissparkasse West in Tübingen: „Ich habe bis dahin nicht geglaubt, daß die Polizei so schnell ist." Am Abend allerdings hatte sie am Tatort nur noch Neugierige zurückzuhalten (Bild links). Die beiden Räuber, „Rotbart" und „Simulant", saßen um diese Zeit längst hinter Schloß und Riegel

Rechtsanwalt Lorek, schien darob baß erstaunt. Er begann sein Plädoyer mit den Worten: „Mein Mandant kann Gott danken, wenn die Jugendkammer nicht über den Antrag des Herrn Staatsanwaltes hinausgeht." Die Jugendkammer ging darüber hinaus. Sie verurteilte den einen Bankräuber zu vier Jahren und sechs Monaten Jugendstrafe, den anderen zu vier Jahren und drei Monaten.

Es ist während der zwei Verhandlungswochen viel von Erziehung und Besserung gesprochen worden, von schädlicher Bloßstellung der Angeklagten, von den Zukunftsaussichten der jungen Leute, die da vor ihren Richtern standen. Es ging, mit anderen Worten, um den Schutz der Angeklagten vor der Öffentlichkeit, die bei der Hauptverhandlung ausgeschlossen war. Um ihn zu gewährleisten, wurden nur Pressevertreter eingelassen, die eine Verpflichtung unterschrieben, weder zu fotografieren noch Namen zu nennen.

Dies alles geschah zum Schutz der Angeklagten.

Und es geschah nicht erst während des Prozesses. Schon kurz nach der Verhaftung der beiden Haupttäter war Oberstaatsanwalt Krauß darum bemüht, die beiden jungen Leute gegen die Öffentlichkeit abzuschirmen. „Zufällig kenne ich die Eltern sehr gut", sagte er damals. Und: „Für mich gilt es, herauszufinden, was im Inneren eines solchen jungen Mannes vor sich geht. Daher habe ich beide Täter einem mir gut bekannten Psychiater von hervorragendem Ruf zur Beobachtung nach Heidelberg überstellt. Ich kann nur hoffen, daß das Gutachten so ausfällt, daß für die Jungens noch eine Hoffnung besteht und sie nicht für ihr ganzes Leben erledigt sind. Das ist meine wirklich einzige Hoffnung."

Das Gutachten kam. Es besagte, daß die Jungens für ihre Taten voll verantwortlich sind. Und unsere wirklich einzige Hoffnung war, daß daraus die Konsequenzen gezogen würden.

Die wichtigste Konsequenz wäre — das halten wir für den Sinn von Gerichtsverfahren —, nicht so betulich junge Kriminelle vor der Öffentlichkeit, sondern in erster Linie die Öffentlichkeit vor den Kriminellen jeden Alters zu schützen. Und dazu gehört, daß die Öffentlichkeit Namen und Gesicht von Menschen kennenlernt, vor denen sie sich in acht nehmen muß. Immerhin haben die beiden Hauptangeklagten — wenn auch äußerst unfachmännisch — einen Bankraub ausgeheckt und durchzuführen versucht, und der eine von ihnen hatte keine Bedenken, mit einer Eisenstange auf den Kopf seines Opfers einzudreschen. Immerhin schreckten diese Jungens nicht davor zurück, den Kiosk einer Frau auszuplündern, die sich darin ihren kärglichen Lebensunterhalt verdiente. Immerhin haben Conny Leverenz und Eckhart Löffel es verstanden, viele ihrer Schulkameraden über Monate hinaus in strafbare Handlungen hineinzuziehen. Sie wollten ganze Kerle sein, und dann behandelte man sie wie kleine Jungens, die vielleicht nicht wußten, was sie taten. „Voll verantwortlich", urteilte der Psychiater. Dann soll man auch mit ihnen umgehen wie mit ganzen Kerlen. Sie selber wollten es. Und die Gesellschaft hat ein Recht darauf, daß es geschieht.



Oberstaatsanwalt Dr. Krauß sagte zu REVUE: „Für mich gilt es, herauszufinden, was im Inneren eines solchen jungen Mannes vorgeht"

„In der Klasse spielte Conny eine Art Heros, er verstand es, die anderen an sich zu fesseln", erklärte **Schulleiter Prof. Schweizer**



Die Milchbar im Café Neckareck war der bevorzugte Treffpunkt der Gymnasiasten. Entgegen allen Gerüchten heckten sie hier nicht ihre Pläne aus, sondern gaben sich als ruhige, harmlose Bürgersöhne





So geschah der Überfall auf die Bank Filialleiter Wolfgang Holz wandte „Rotbart" den Rükken zu, um ihm nach Schalterschluß noch Prospekte für VW-Aktien zu holen. Im gleichen Augenblick schlug der Täter mit einem Eisenrohr von hinten zu. Holz brach nach dem dritten Schlag blutüberströmt in der Schalterhalle zusammen

In der ganzen Welt hat die Jugendkriminalität in den letzten Jahren bedrohliche Formen angenommen. In der ganzen Welt macht man sich Gedanken darüber, wie man ihrer Herr werden kann. Noch 1955, als sich Juristen und Psychologen in Genf über dieses Problem unterhielten, galt im wesentlichen der Grundsatz, Jugendgerichte zu Jugendwohlfahrtseinrichtungen zu machen, Strafen in Besserungsmaßnahmen umzuwandeln. Heute ist man, vor allem in den Vereinigten Staaten, so weit, daß man daran denkt, die Namen krimineller Jugendlicher und ihrer Eltern öffentlich zu brandmarken. In Tübingen am Neckar indes heißen die Täter „Rotbart" und „Simulant", „Milchgesicht" und „Flasche". Damit keiner merkt, wer sie sind und woher sie kommen.

Auch an die Namen der Eltern denkt man in Amerika. In Tübingen sollte man es, wo notwendig, ebenfalls tun: Als dem Vater des Hauptangeklagten auf Umwegen ein Teil des Diebesguts aus dem Kiosk-Einbruch in die Hände geriet, deponierte er es bei der Gepäckaufbewahrung des Tübinger Bahnhofs. Den Gepäckschein schickte er an die Kriminalpolizei und unterschrieb den Begleitbrief: „Ein hilfreicher Zeitgenosse." Das war fast zwei Jahre vor dem Überfall auf die Bank! Auf der Suche nach dem Absender wurden zahlreiche Unschuldige verdächtigt. Der schuldige Sohn dieses Vaters hingegen konnte, ohne je verdächtigt zu werden, mit seinen Kumpanen weiterhin nachts in fremde Läden einsteigen.

So hat denn der Schülerprozeß von Tübingen mehr als die Frage aufgeworfen, was gestohlen wurde und wie lange ein Heranwachsender dafür sitzen muß. Denn hier wurde offensichtlich, daß der — in den meisten Fällen zweifellos berechtigte — Wunsch, straffälligen jungen Menschen zu helfen, zu problematischen Maßnahmen und Handlungen führen kann. Wir teilen den Wunsch, Jugendliche auch dann, wenn sie kriminell geworden sind, vor schädlicher Publizität zu schützen. Aber wir fordern mit allem Nachdruck den Schutz der Gesellschaft vor Gewalttätigen, auch wenn sie jung sind. Und dazu ist mitunter Publizität notwendig.




Ich will, daß mein Fußboden atmen kann!
... und das kann er mit
Sigella
reinigt und glänzt
Doppel-Wirkung
200 g
Lauter pflegende Wachse! Das nährt!
Das gibt warmen Glanz!
Da strahlt der Boden und die Hausfrau!
Schützt vor Staub und Feuchtigkeit! Macht widerstandsfähig!
Und gleich beim Auftragen reinigt Sigella!



SG 01
...lieber gleich Sigella weil es reinigt, glänzt und pflegt!

Das REVUE Preisausschreiben

URLAUB

Das können Sie gewinnen:

1.–6. Preis



Sechs Traumreisen nach jedem gewünschten Erdteil

unter dem Motto: wann Sie wollen, wohin Sie wollen, mit wem Sie wollen! Die Traumreise umfaßt Hin- und Rückflug nach dem gewählten Ferienziel mit 14tägigem Aufenthalt für je zwei Personen

7.–12. Preis



Mit der ‚Hanseatic' über den Atlantischen Ozean

Sechs Seereisen für je zwei Personen von Cuxhaven nach New York (zwei bis drei Tage Aufenthalt) und zurück in modern eingerichteten Zweibettkabinen der Touristenklasse. Dinner nach Wahl

13.–18. Preis



Vierzehn Tage am Strand von Varna in Bulgarien

Sechs Flugreisen für je zwei Personen an die bulgarische Schwarzmeerküste, Unterbringung in einem Luxushotel des Bades Goldstrand-Varna

19.–24. Preis



Vierzehn Tage unter dem azurblauen Himmel der Riviera

Sechs Hotelplan-Reisen für je zwei Personen an die Riviera mit vierzehntägigem Aufenthalt in einem erstklassigen Strandhotel mit voller Pension

25.–30. Preis



Vierzehn Tage in einem stillen Schwarzwaldtal

Sechs Hotelplan-Reisen für je zwei Personen in den Hochschwarzwald mit vierzehntägigem Aufenthalt in einem erstklassigen Hotel mit voller Pension

Und außerdem 1500 Flaschen Sekt sowie 1000 wertvolle Buchpreise



Die 6. und letzte Frage

Raten Sie mit! Auch Sie

Reisen Sie mit! Wohin

DER TRÄUME

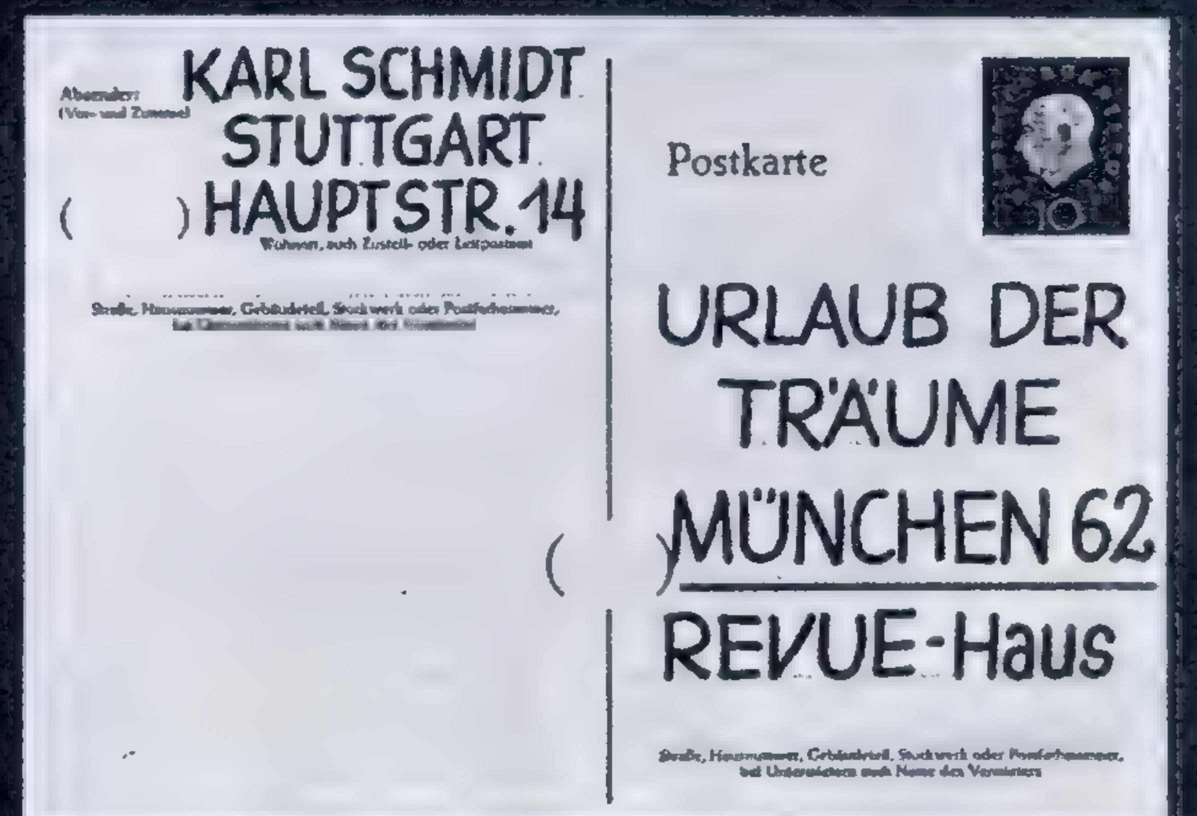
Zeichnung: Karl Winkler

OTTO GIB ACHT! DAS IST GERD, AUF DEN FLIEGEN DIE FRAUEN.
HALLO LEUTE, MEIN FREUND JACK GIBT EINE RUNDE WHISKY AUS!
GEWISS! UND ICH FINDE SOLCHE INTIMITÄTEN IN ALLER ÖFFENTLICHKEIT UNMÖGLICH!
ICH FREUE MICH SCHON AUF DIE NÄCHSTE DAMENWAHL, HANS.
WARUM PLÖTZLICH SO EILIG FORTZUKOMMEN, MAX?
WILLKOMMEN BEIM MASKENBALL DER SKISÄUGLINGE!
HABEN SIE DIESEN COWBOY BEOBACHTET?
MARSCH, SOFORT WIEDER INS BETT, SONST SAGE ICH ES DEINEM VATI!
MEIN FREUND PETER WILL DEMNÄCHST HEIRATEN!
KINDER, STELLT EUCH VOR, ICH HABE MICH GERADE VERLOBT!
AHA, DESWEGEN HAST DU DICH MIT DEM SO ABGEKNUTSCHT!
ICH HABE SIE ÖFTERS MIT HANNES SKIFAHREN SEHEN.
MENSCH PAUL, BEI DIESEN HOHEN GETRÄNKEPREISEN IST DAS DAS IDEALE KOSTÜM!
HALLO FRED, WO STECKST DU DENN DEN GANZEN ABEND?
ACH DU LIEBE ZEIT, MIT WEM DENN?
DEIN KOSTÜM IST ALBERN, THEO!
WISSEN S' EIN KLUGER MANN BAUT VOR!
JOSEF ZWICK Burgstr. 3

Hier ist die sechste und letzte Folge des großen REVUE-Preisausschreibens, das letzte Bild von der Urlaubsreise der Familie Oberwasser: Faschingsball im Alpenhotel! Für die Überraschung des Abends sorgt Töchterchen Mimi — sie hat sich verlobt! Mit wem? Das sollen Sie diesmal herausfinden. Notieren Sie den Vornamen des jungen Mannes, unterstreichen Sie den Anfangsbuchstaben! Dann haben Sie den sechsten und letzten Buchstaben für das Lösungswort des Preisausschreibens. Denn fünf Buchstaben hatten Sie sich ja schon notiert. Hier noch einmal die dazugehörigen Fragen: 1. In welcher Stadt begann die Reise der Familie Oberwasser? 2. Welcher Verkehrsteilnehmer gehört nicht auf die Autobahn? 3. Welches Gericht war in der Raststätte ausverkauft? 4. Wie heißt der Urlaubsort? 5. Welche berühmte Frau zeigte sich auf der Skipiste? — Und nun viel Glück, und vergessen Sie nicht, die Postkarte mit dem Lösungswort abzusenden!

können unter den glücklichen Gewinnern einer Traumreise sein!

Das Lösungswort ist auf einer Postkarte (siehe Muster) an das REVUE-Haus einzusenden. Die Karte darf außer dem Absender keine weiteren Mitteilungen enthalten. Letzter Einsendetag ist der 26. Februar 1962 (Poststempel). Andere Postsendungen sind ungültig. Angestellte des REVUE-Hauses sowie deren Familienmitglieder sind von der Teilnahme ausgeschlossen. Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, so entscheidet das Los; es entscheidet auch über die Reihenfolge der Gewinner. Die Auslosung erfolgt in München unter Aufsicht eines Rechtsanwalts; der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Teilnahme ist nicht an den Bezug von REVUE gebunden.



Sie wollen, mit wem Sie wollen, wann Sie wollen — und alles auf Kosten der **REVUE**



Der Untergang der Cap Arcona

Im Sog der großen Flucht aus dem Osten erfüllt sich das Schicksal einer jungen Mutter — und zugleich das Schicksal eines berühmten deutschen Schiffes. Dies ist der erschütterndste Bericht aus den letzten Tagen des Krieges, aufgezeichnet von WILL BERTHOLD:



In den letzten Tagen des Krieges, im fast unendlichen Strom der Flüchtlinge sucht Marion Fährbach, eine junge Mutter, mit ihrem fünfjährigen Jürgen die Rettung vor Hunger, Kälte und Tod auf den vereisten Planken der „Cap Arcona". Über 10000 Flüchtlinge sind an Bord des einstigen deutschen Luxusdampfers. Als die letzten über das Fallreep taumeln, wird Marion das Kind aus der Hand gerissen! Jürgen stürzt zu Boden, Marion ist hilflos eingekeilt. Die Menschen drängen weiter. Da macht sich der Seeoffizier Christian Straff mit seinen Fäusten den Weg frei. Er trägt den bewußtlosen Jungen in seine Kabine.

Marion Fährbach aber, die nicht sah, wie ihr Kind gerettet wurde, irrt verzweifelt durch das Schiff, bis sie bewußtlos zusammenbricht.

Eine Fahrt ins Ungewisse beginnt, als die „Cap Arcona" am 11. Februar 1945 Gotenhafen verläßt.

Wenn das diesige Wetter die alliierten Bomber noch immer fernhält, wenn die „Cap Arcona" weiter an den Magnetminen vorbeischwimmt, wenn die russischen U-Boote auch an diesem Tag nicht zum Angriff starten, dann haben 10000 Flüchtlinge auf dem bis zum letzten Loch mit menschlicher Fracht gefüllten Schiff eine Chance, in acht Stunden die Ostküste Schleswig-Holsteins zu erreichen.

Falls die beiden Turbinen auch weiterhin durchhalten sollten.

Acht Stunden zwischen Rettung und Untergang, zwischen Hoffnung und Grauen; 480 Minuten also zwischen Leben und Tod. Unbewaffnet, ohne Geleitschutz schleicht sich der graue Koloß mit gelöschten Positionslampen, mit geschlossenen Bullaugen, mit gebündeltem Schicksal, mit der Angst und dem Hunger an Bord über die sturmbewegte Ostsee.

Vorbei an der Untergangsstelle der „Wilhelm Gustloff", 4000 Tote; an der Versenkungs-

position der „Goya“, 7000 Tote. Quer durch die mörderische Wasserfront schwimmt das Schiff, in der Nähe einer Küste vorbei, deren Badeorte einmal dazu bestimmt waren, den Menschen Ferienglück zu schenken ...

Bisher hat sie Glück gehabt, die „Cap Arcona“ ... und eine Gefahr an Bord überstanden. Dem Ersten Funkoffizier Christian Straff gelang es, den Tumult im letzten Moment zu ersticken, wie die Glut einer Zigarette am Rande einer Ölpfütze.

Die ewige Nacht unter Deck, das Blinzeln der Notbeleuchtung, das Flackern der Augen, die Enge des Raums, die Trockenheit der Luft hatten den Wahnsinn gemästet. Als ein alter Mann im Schlaf schrie, rollte der Ruf weiter wie eine Lawine, pflanzte sich von den Dritte-Klasse-Kabinen fort über die Gänge und Decks, und die von der Angst gequälten, von Geräuschen genarrten, von der Platznot gewürgten Flüchtlinge sprangen auf, wollten nach oben, glaubten, daß das Schiff, von einem Torpedo getroffen, in Minuten sinken müßte, sahen sich im Wasser treiben, ohne Schwimmweste, zwischen Eisschollen, unter den anderen, die genauso verzweifelt um ihr Leben kämpften, sahen das Schiff auseinanderbersten, sahen sich in seinem Bauch eingesperrt, von Wrackteilen nach unten gedrückt, erstickend im Schiffsrumpf.

Und sie wollten leben, davonkommen, atmen, schwimmen, wollten nach oben, stürzten sich auf die Matrosen, die ihnen den Weg versperrten, zuerst mit harten Worten, dann mit gezielten Schlägen.

Immer mehr Menschen kamen, und immer schwächer wurde die Gegenwehr. Immer mehr Flüchtlinge quollen von unten nach oben, drängten weiter; ein mächtiger, tödlicher Ansturm, der die Führung des Schiffes lähmen mußte. Hunderte jetzt, Tausende vielleicht bald. Die erste Postenkette war überrannt, die rasch herbeibeorderte Verstärkung erreicht.

Zu ihr gehörte Möhrenkopf, der Funkmaat. Er hatte seine Rolle als Kindermädchen in der Funkbude sehr gerne aufgegeben, um hier unten nach einer flotten Gelegenheit Ausschau zu halten. Und nun stand er ausgerechnet da, wo es am schlimmsten zuging. Er boxte und brüllte:

„Seid Ihr verrückt ...? Es ist doch nichts passiert ...! Bleibt, wo ihr steht!“

Der erste Ansturm schleuderte ihn beiseite, aber Möhrenkopf tobte und schrie:

„Ich schieß' Euch nieder, wenn Ihr nicht ...“ Er hatte keine Waffe, und auch das Fluchen half ihm nichts.

Der Funkmaat hastete nach oben, um Meldung zu machen, bei Christian Straff, seinem Chef, oder bei Kapitän Gerdts. Er stürmte in die Funkbude, mit wirren Haaren und zerrissener Uniform. Jürgen, der kleine Badegast, dessen Mutter er nicht finden konnte, wich erschrocken vor ihm zurück.

„Da unten“, keuchte Möhrenkopf, „Wahnsinn, das alles ... Sie müssen, Kaleu ...“

„Sag's auf zweimal, Babysitter“, versetzte Christian Straff und grinste gemütlich.

Aber dann verging ihm das Grinsen rasch.

Er übersah die Situation, wußte, daß die Katastrophe drohte, falls es ihm nicht gelänge, die Panik zu bannen.

Dann handelte der Erste Funkoffizier spontan, so pfiffig wie richtig: der Einfall des Tages, der spielend mehr erreichte als zwanzig, dreißig kräftige Matrosen, über die der Sturm der Panik hinweggefegt war.

Ein Griff. Eine Platte. Eingeschalteter Verstärker.

„Dreh auf, so laut du kannst“, schrie Straff die Möhre an, bevor er nach unten ging.

Die Panik leckte wie eine Stichflamme zum Oberdeck. Die Posten, die es absperren sollten, leisteten eingekeilt höchstens noch hinhaltenden Widerstand.

In diesem Moment wurde die Flut gestoppt.

Von einem Lautsprecher.

„Für eine Nacht voller Seligkeit ...“ braust der Schlager laut und rhythmisch über die Flüchtlinge.

Die Vorderen blieben betroffen stehen, wurden von ihren Hintermännern zu Boden gerissen, wälzten sich mit ihnen im Knäuel, versuchten sich freizuschaufeln, und hörten, nachdem zunächst einmal der Lauf des Fiaskos aufgehalten war, im läppischen, verstärkten Viervierteltakt:

„... da geb' ich alles hin ...“

Sie standen auf, sahen sich verwundert um, merkten, daß das Schiff noch nicht sank, hörten jetzt endlich auf die beruhigenden Worte der Besatzung, hatten wieder Boden unter den Füßen, trieben nicht mehr im Wasser, erinnerten sich flüchtig an den lustigen Ball, irgendwann, an die Tanzstunde der Tochter, an die Plattensammlung des Sohnes, an den bunten Abend im Radio, dachten verwundert und unbewußt an all das, was mit ihrer Habe weit zurücklag in Ost- oder Westpreußen ...

„... da fang' ich gleich zu küssen an, wenn ich in Stimmung bin ...“

Jetzt drängte keiner mehr, jeder hatte begriffen, wie töricht der grundlose Amoklauf war. Viele senkten den Kopf, andere schüttelten ihn. Einer lachte laut, idiotisch; ein zweiter pfiff bereits den Schlager mit. Andere scharten sich um den hochgewachsenen Seeoffizier, der lächelnd unter ihnen stand, nach Kölnisch Wasser duftend, schmuck in Schale, ein bunter Fleck im eintönigen Grau. Sie betrachteten Christian Straff wie eine Vision, wie einen Mann mit Sonderschicksal, der ihren Hunger nicht teilte, ihr Grauen nicht kannte.

„Herrschaften!“ rief der Erste Funkoffizier, zufrieden und ein wenig stolz auf seinen Plattentrick, „leider ist unser Promenadedeck gesperrt. Sie versäumen nichts, absolut nichts ... Wir haben 15 Grad unter Null, und wer möchte sich noch so kurz vor Torschluß einen Schnupfen holen?“

Einige Umstehende lachten. Es klang brüchig, aber es pflanzte sich fort.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: schlafen Sie. Es steht bestens. Auf unserem Pott sind Sie sicherer als an Land. Verlassen Sie sich auf mich.“

Ein paar glaubten ihm, gingen mit gutem Beispiel voran und damit freiwillig wieder unter Deck. Andere schlossen sich an. Keine Hetze mehr, keine Fragen, keine Parolen. Sie zerstreuten sich friedlich wie nach einem gelungenen Vereinsabend. Dem Letzten klopfte Straff auf die Schulter und sagte:

„In Lübeck, da heben wir einen, was?“

Seitdem liegt Ruhe über dem Schiff, unterstützt von der Müdigkeit, von der Erschöpfung und vom Hunger, denn Verpflegung gibt es nur für Kinder: eine Tasse Tee mit einer Scheibe Zwieback.

Der Hunger sorgt für Disziplin. Er wird zum Seziermesser, das den Charakter des Menschen freilegt. Die einen teilen das letzte Stück Brot mit einem Fremden, der sich gestern noch am Fallreep auf ihre Kosten an Bord kämpfen wollte; andere Elendspassagiere eröffnen mit ihrem Mundvorrat einen lukrativen Schwarzhandel, ohne zu bedenken, daß sich ihr Papiergeld in Stunden vielleicht schon mit ihrem Körper im Salzwasser auflöst.

Auch der Zugang zum Musiksaal ist bewacht. Einige Gierige hatten versucht, gewaltsam einzudringen und den Kindern den Zwieback aus der Hand zu reißen. Aber jetzt herrscht hier Ordnung und Disziplin. Nur Mütter werden eingelassen, mit ihren Kindern an der Hand, und diese betteln für die Kleinen, nicht für sich.

„Komm, mein Junge“, sagte Christian Straff zu Jürgen, den er gerne losgeworden wäre. Er muß über sich selbst lächeln. Ausgerechnet er, der geborene Junggeselle, ist hier zur Gouvernante geworden, ohne zu wissen, warum. Vielleicht, weil er den Kleinen im Gedränge aufhob, fragt sich der Offizier, oder weil er seine Mutter nicht fand, oder aber auch — und nun verliert sein straffes Gesicht das melancholisch-belustigte Lächeln — weil der Kleine Fährbach heißt, wie mein alter Kumpel? Wer weiß ...

Jedenfalls geht Christian Straff mit Jürgen zum Musiksaal.

„Bitte, gnädige Frau“, sagt der Erste Wachoffizier, der die Kinderspeisung überwacht, und verbeugt sich ironisch vor Straff.

„Idiot“, erwidert der Funkoffizier.

Dann sieht er sich um, hofft, daß eine der Frauen auf ihn zukommt, die die Lautsprecherdurchsage nicht hören konnte, den kleinen Jürgen in die Arme reißt, während er verlegen den Dank entgegennehmen und dann verschwinden wird, so schnell er kann.

Aber Christian Straff wartet und hofft vergeblich. Die Mütter haben keinen Blick für ihn. Sie kümmern sich nur um ihre Kinder, um ein zweites Stück Zwieback, um eine zusätzliche Tasse Tee. Und der Offizier sieht sie, Dutzende, Hunderte von Kindern, Jungen mit Pagenköpfen, Mädchen mit Blondhaaren, mit schmalen Lippen, mit ängstlichen Augen; lachende, greinende, traurige Kinder. Fünfjährige, die nicht wissen, was ihre Mütter für sie taten, Sechsjährige, die nicht begreifen können, daß sie verloren haben. Und Straff, der Seeoffizier, der mit allem längst fertig ist, wünscht sich auf einmal sehnlich, daß der verdammte Kasten doch durchkommt, daß die „Cap Arcona“ diese verfluchten acht Stunden noch überstehen wird ...

„Ist deine Mutti nicht dabei?“ fragt er zwecklos den kleinen Jürgen.

Der Junge schüttelt den Kopf.

„Nicht weinen, mein Kleiner, wir finden sie, verlaß dich nur auf mich.“

Im Morgengrauen steht das zweckentfremdete Luxusschiff querab von Swinemünde. Kapitän Gerdts fordert mechanisch, ohne Hoffnung, nur um nichts zu versäumen, zum viertenmal Geleitschutz an. Er ist verblüfft, als er erfährt, daß zwei Schnellboote der Swinemünder Schulflottille seinem Schiff zugewiesen sind.

Zwei Stunden später tauchen die S-Boote aus der Waschküche auf und umkreisen den grauen Passagierdampfer. Und diese winzigen, schnellen Pötte geben auf einmal eine Sicherheit, die über das ganze Schiff zieht, von Deck zu Deck, von Kabine zu Kabine.

Sie alle, die Zehntausend, von denen jeder schwer an seinem Schicksal trägt, an seiner Angst wie an seiner Hoffnung, zeigen plötzlich die Gesichter von Menschen, die alles überstanden haben ...

★

Die „Cap Arcona“ hat ihre erste Tote, eine namenlose junge Frau oder ein Mädchen, eine aus dem Strom der vielen, der Hunderte von Kranken, die nebeneinander geschlichtet im Lazarettdeck liegen und von Dr. Corbach betreut werden.

Der Schiffsarzt ist schlank, klein; er sieht aus wie ein Gelehrter, den man zufällig in eine Uniform steckte; er trägt eine randlose Brille, die weder die Güte noch die Verzweiflung seiner Augen tarnt.

Dr. Corbach sitzt an der Bahre der jungen Frau, beugt sich über sie, begegnet seinem alten Feind; er sieht ihn in dem schmalen Gesicht, das immer kleiner wird, auf dem Teint, der keine Farbe mehr hat, auf der Iris, die verblichen wirkt. Der Arzt steht da und erlebt sein uraltes Duell mit dem Tod. Er kennt ihn so gut, daß er ihn kommen hört, daß er ihn sieht, daß er die ganze Ohnmacht spürt, voller Haß auf einmal auf den Beruf, den er so liebt.

Es ist eine sanfte Agonie, ein milder Todeskampf. Lungenentzündung, der Krankenhaustod. Kein Wunder, denkt Dr. Corbach. Man brachte ihm die junge Frau mit einem Dutzend anderer zusammen, wegen Verletzungen, die sie im Gedränge erlitten hatte. Platzwunden nur, ganz harmlos, aber dazu eine verschleppte Erkältung, ausgewachsen zur Pneunomie. Hohes Fieber, rapider Verfall. Nichts zu machen, Exitus ...

Der Arzt müßte zu den anderen gehen, um ihnen zu helfen, andere, bei denen es nicht aussichtslos ist, bei denen er seinen Urfeind verdrängen kann. Dr. Corbach steht auf. Er braucht Sekunden, um seinem Gesicht die Depression zu nehmen; er läßt die Schultern durchhängen, als hätte er versagt, nicht die Konstitution dieser Frau.

„Stellen Sie fest, wie sie heißt“, sagt er zu seinem Assistenten, „lassen Sie anfragen, ob Angehörige von ihr an Bord sind ... Wir haben keinen Platz, wir müssen ...“ Er deutet mit einer Handbewegung an, was mit der Verstorbenen geschehen wird.

Einen Moment sieht er sich benommen um. Neben der Toten liegt eine andere Frau, die sich in das Leben hineinschläft. Der starre Ausdruck ist gewichen. Sie lächelt, als ob sie träumte. Kein Albtraum, eine Erinnerung an glücklichere Zeiten. Einen Augenblick stellt der Arzt fast betroffen fest, wie schön diese Patientin ist. Seine Augen gleiten über ihre kluge Stirn, über die vollen Lippen. Fünfundzwanzig denkt er, höchstens dreißig. Ein Gesicht, das man nicht so leicht vergißt.

Dr. Corbach geht weiter zum nächsten Patienten, dreht sich noch einmal um, betrachtet wieder Marion Fährbach, ihre dunklen Haare, diesen hübschen Rahmen zum schmalen Kopf.

Als das Bewußtsein langsam zu Marion zurückkommt, stellt sie als erstes fest, wie weich sie liegt, weich und warm ... umsorgt und umhegt wie damals, mehr als ihr lieb war, bewundert im Rampenlicht, Beifall Hunderter, der ihr als Frau wie als Sängerin galt, ihrem zarten, vollen Sopran mit dem schmelzenden Timbre. Sie trug ein dunkles, eng auf Taille gearbeitetes Samtkleid mit einem richtig bemessenen, ovalen Dekolleté.

Das Publikum freilich war nicht so festlich gekleidet. Uniformen. Es war in Kiel, ein Abend für die Marine. Die Offiziere hatten ihre Damen mitgebracht. Marion spürte den Applaus, diesen Strom der Sympathie, der Bewunderung, der Begeisterung, der ihr entgegenschwamm, auch vielleicht ihrem Gesicht

Lesen Sie weiter auf Seite 54

REVUE erscheint wöchentlich. Verlag, Druck und Redaktion: **KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG**, München 8, Lucile-Grahn-Str. 37
Tel. 44 98 91 · Telegramme: Kindlerverlag München · Fernschreiber: 05-23372

CHEFREDAKTEUR: Oscar Stammler
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Ewald Struwe
REDAKTION: Andreas Bauer, Heinrich David, Dietmar Ebert, Claus Gaedemann, Beate Groterjahn, Johannes M. Hönscheid, Herbert Kaufhold, Dr. Walter Kunze, Oswald von Nagy, Dr. Rudolf Riedler, Hildegard Schmidt, Wolfgang Schraps, Walter Seidlitz, Walter E. Spies, William Steinborn. GESTALTUNG: Joe Henselder
CHEF VOM DIENST: Klaus Nestele GRAPHIK: Wolfgang Böhle
BERATENDE REDAKTION: Nina Raven-Kindler · Dr. Erich R. Bohrer · Dr. E. H. G. Lutz · Wolfgang W. Parth · Robert Pilchowski
EXKLUSIV-REPORTER: Wolfgang David, Jenö Kovács, Werner Roelen, Dr. P. Senzer, Ludwig Weitz
VERLAGSLEITER: Willy Roth
STELLVERTRETENDE VERLAGSLEITER: Helmut Ehrmann (Anzeigendirektor); Klaus Wagner
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Oscar Stammler · Für den Anzeigenteil Anton Croos · Für die Herausgabe in Österreich verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung Nr. 6 · Printed in Germany

In eine freie, sonnige Welt...

Auch das ist eine andere, weitere Welt... was wir jetzt suchen, wenn wir – in farbenfrohe Wolle eingepackt – zum Wintersport fahren. Endlich können wir uns tummeln und sonnen und können fröhlich sein... so wie wir vielleicht von Natur aus alle sind? Und in die Tasche passt wirklich nichts so gut wie die Peter Stuyvesant! Weil sie genau das sportlich-frische, jugendlich-aparte Aroma des unbeschwerten Lebens hat... den Duft der grossen, weiten Welt!





Gerd Hartung hatte Monique nie zuvor gesehen, aber als er ihr am Strand begegnete, der schönen Frau in dem knappen Bikini, erkannte er sie sofort. Eine Stunde später hielt er sie bereits in seinen Armen — und, ohne daß sie sich wehren konnte, küßte er sie ...

Zeichnung: Paul Aigner

Heinz G. Konsalik:

ENTMÜNDIGT

Der Roman eines teuflischen Verbrechens um Liebe und Millionen

Sie müssen mir vertrauen — alles geschieht zu Ihrem Besten!" Das sagt Professor von Maggfeldt, Chef einer psychiatrischen Privatklinik, zu Gisela Peltzner, der Millionenerbin. Der gewissenhafte Arzt weiß noch nicht, daß man ihn zum Werkzeug eines Verbrechens gemacht hat. Scheinbar freiwillig kam Gisela zur Untersuchung in die Klinik. In Wirklichkeit ist sie mit tückischen Drogen willenlos gemacht worden. Sie steht — als Alleinerbin — ihrer Verwandtschaft im Wege. Vor allem ihrem skrupellosen Onkel Ewald, der an dem tödlichen „Jagdunfall" seines Bruders Bruno nicht unbeteiligt scheint.

In der Klinik wartet Gisela vertrauensvoll auf den Tag ihrer Entlassung: sie weiß ja, sie ist gesund! Da ereignet sich ein Zwischenfall, der ihre Hoffnung grausam zerstört. Dr. Ebert, der junge Stationsarzt, nimmt an Gisela Peltzner mehr als nur berufliches Interesse — und als er mit ihr allein ist, nützt er ihre Hilflosigkeit aus. Gisela wehrt sich verzweifelt, aber Ebert behauptet: „Sie ist tobsüchtig geworden — sie hat mich angefallen!"

Der Vorfall scheint die Meinung derer zu bestätigen, die Gisela für geisteskrank halten. Maggfeldt unterschreibt das Gutachten, Gisela wird entmündigt.

In Dr. Pade findet Gisela den Arzt, der ihr glaubt. Pade stellt Ebert zur Rede, Ebert gesteht — und Gisela schreibt eine Beschwerde an die Aufsichtsbehörde. Aber die Sekretärin des Amtsarztes ist ausgerechnet Dr. Eberts Schwester — und Giselas Anzeige erreicht nicht die richtige Adresse: den Staatsanwalt.

Giselas einzige Hoffnung bleibt jetzt Dr. Budde, ihr Verlobter. Peltzner hatte ihn durch einen schmutzigen Trick ins Gefängnis gebracht. Jetzt ist er wieder frei — aber die Verlobung ist annulliert und die Stellung bei den Peltzner-Werken hat er verloren. Er geht — aber die Akten, die er mitnimmt, sind eine unschätzbare Waffe ...

★

Rechtsanwalt Dr. Gerd Hartung legte den unscheinbaren Aktenhefter, den ihm sein Freund Klaus Budde gegeben hatte, in den Tresor und ließ das Kombinationsschloß zuschnappen. Die stählernen Bolzen drückten sich in die Löcher. Die vielleicht tödliche Waffe gegen Ewald Peltzner war in Sicherheit.

„Schön und gut", sagte Hartung, „aber sehr viel haben wir bis jetzt auch damit nicht in der Hand." Und als Budde ihn fragend ansah: „Mann, die Familie Peltzner-Fellgrub hat jede Menge Geld, und wir haben keins. Man kann das nicht illusionslos genug sehen. Dazu gehört, endlich zu kapieren, daß Gisela Peltzner jetzt auch a m t l i c h für verrückt erklärt und entmündigt wurde. Das erschwert alles ungeheuer! Ein deutsches Amt irrt sich nie ... und wenn, dann bedarf es monatelanger, wenn nicht jahrelanger Nachprüfungen, ehe man diesen Irrtum begreift, bedauert und korrigiert. Womit nicht gesagt ist, daß es dann auch einen Verantwortlichen gibt, an den du dich halten kannst. Den gibt es nie ..."

„Das heißt?" Klaus Budde starrte seinen Freund an.

„Das heißt ganz hart: Es kann sein, daß Gisela ein oder zwei oder drei Jahre in der Anstalt bleiben muß, ehe wir zu einem Ergebnis kommen ..."

„Nein, Gerd. Das darf nicht sein — das darf einfach nicht sein."

„Wie willst du es ändern? Willst du sie vielleicht entführen?"

„Das wäre eine Möglichkeit ..." sagte Budde und schien durch Hartung hindurchzusehen.

„Idiotie wäre das! Man würde uns um die ganze Welt jagen! In diesem Augenblick würde man Gisela zu einer gemeingefährlichen Geisteskranken erklären, und keine Polizeidienststelle würde ein Auge zudrücken, nur weil sie blond ist und gut aussieht!" Dr. Hartung setzte sich, nahm einen neuen Block Papier und einen Kugelschreiber. „Ich bin Jurist, Klaus", sagte er, „und wir Juristen müssen verdammt nüchterne Menschen sein, auch wenn es um Menschenschicksale geht! Rechnen wir also einmal los: Was verdienst du?"

„Im Augenblick nichts! Peltzner hat mir gekündigt", sagte Dr. Budde laut.

„Also Fehlanzeige! Hast du Rücklagen?"

„Knapp zweitausend Mark."

„Das ist ein Klacks!" Dr. Hartung notierte Zahlen. „Ich habe etwa 10 000 Mark auf der Kasse. Meine Praxis geht leidlich, sie bringt im Monat einen Reingewinn von etwa 2000 Mark. Aber wenn ich in der Weltgeschichte herumreise, um Gisela zu helfen, kann ich keine Praxis mehr machen! Und nun die Gegenseite. Die brauchen überhaupt nichts zu tun, und ihr Vermögen wächst trotzdem. Es ist ein ungleicher Kampf, findest du nicht?"

Budde ging erregt im Zimmer auf und ab. Er war nicht in der Lage, nüchtern zu denken.

„Was soll deine Rechnerei? Damit holst du Gisela bestimmt nicht aus dem Irrenhaus!" sagte er dumpf. „Wir müssen beweisen, daß sie gesund ist ... das ist der einzige Weg!"

„Bitte, dann beweis' es! Hast du Beweise? Einen Verdacht — man lacht dich aus. Zahlen, die auf Unterschlagungen hindeuten — wird man sie aber auch als Schlüssel zu Giselas Einweisung in die Irrenanstalt anerkennen. Kann man daraus schon Erbschleicherei ableiten? Vielleicht, wahrscheinlich nicht ..."

„Aber was sollen wir denn machen, Gerd? Zusehen, wie Gisela wirklich irrsinnig wird? Langsam werd' ich's selbst."

„Wir werden einen Kredit aufnehmen. Ohne Geld brauchen wir gar nicht erst anzufangen. Aber wenn wir Geld haben, fährst du nach London und ich nach St. Tropez." Dr. Hartung nahm wieder den Kugelschreiber und sah auf seine dürftigen Zahlen. „Was hast du als Sicherheiten für einen Kredit anzubieten?"

„Meinen Wagen. Ja ... und Max."

„Was? Max existiert noch immer?"

„Er steht in der Garage und bekommt sein Gnadenbrot."

„Das wäre etwas!" Hartung notierte eine Zahl. „Beleihung des neuen Wagens ... auf Max bekommst du höchstens einen Krankenschein! Es sei denn ..." Er machte eine Pause und überlegte.

„Was?" fragte Budde drängend.

„Du verkaufst ihn. Die Karre ist doch alt wie Methusalem. Und Liebhaber zahlen für so ein Stück Autogeschichte wie deinen Max mitunter ganz schöne Preise!"

Budde griff wortlos nach seinem Hut und raffte seinen Mantel von der Sessellehne. Und noch ehe Hartung irgend etwas fragen konnte, war er aus dem Büro gerannt. Vom Fenster aus sah Hartung, wie Budde in seinen Wagen sprang und davonfuhr.

Am Nachmittag war Max verkauft. Für siebentausend Mark. Ein steinreicher Autonarr hatte sich sofort in Max vergafft, zahlte in bar und nahm ihn gleich mit. Es war ein trauriger Abschied. Knatternd ratterte er über die Straße, mit zitterndem, Wolken ausstoßendem Auspuff, und Dr. Budde stand am Bordstein und winkte ihm nach, bis er langsam, schnaufend und knirschend um die nächste Ecke bog. Lieber, alter Max ...

★

Eine Woche später verließen Dr. Gerd Hartung und Dr. Klaus Budde die Stadt. Der eine fuhr an die französische Riviera, der andere in das nebelige, feuchte London.

Ewald Peltzner, der Dr. Budde ab und zu beobachten ließ, wußte es zwei Tage später. Er ist verreist, dachte er zufrieden. Er hat den Kampf aufgegeben. Vielleicht stellt er sich bei einer neuen Firma vor. Daß Buddes Ziel London war, blieb ihm verborgen.

Peltzner atmete auf. Zum erstenmal seit dem Tag, an dem er in Buddes altem Büro in den Peltznerwerken den weit geöffneten, leeren Wandtresor angestarrt hatte, fühlte er sich wieder sicher. Er suchte seine Schwester Anna Fellgrub auf, teilte ihr die neue Lage mit und fand, daß die neue Villa geschmackvoll eingerichtet war. Was ihm weit weniger gefiel, war ein Butler, der ihm die Tür öffnete. Ein hochgewachsener, schöner, starker, junger Mann, dem die graue Butlerjacke wie ein Frack auf dem Körper saß.

„Was soll das, Anna?" fragte Ewald Peltzner unwirsch, als er mit seiner

Fortsetzung übernächste Seite

1937

1953

1962

Schritt für Schritt verfeinert

Bei aller Fortschrittlichkeit ist der REKORD ein Wagen mit Tradition. Vor 25 Jahren begann es. Damals baute OPEL den ersten 1.5 Liter-Wagen. Von Grund auf richtig konzipiert: groß, stark, leicht zu bedienen, sicher zu fahren. Es wurden Erfolgs-Wagen! Der heutige REKORD, das letzte Glied in der langen Kette, ist damit eins der ausgereiftesten Automobile überhaupt. Ein großer Wagen der Mittelklasse, ein idealer Wagen mit einem Riesen-Kofferraum. Ganz unproblematisch, technisch solide, respektabel im Aussehen und zuverlässig ein Autoleben lang. Prüfen Sie, fahren Sie! Jeder OPEL-Händler steht Ihnen jederzeit gern zur Verfügung. Wenden Sie sich ruhig an ihn.

REKORD

Preise ab Werk: REKORD 2türig DM 6385.– (mit OLYMAT DM 6695.–) 4türig DM 6875.– (mit OLYMAT DM 7185.–) Mehrpreise: 1.7 Ltr. Motor DM 75.–, Frischluftheizung DM 160.–, Lenkradschloß (nur für REKORD 2türig) DM 35.–, REKORD Coupé einschließlich reichhaltiger Sonderausstattung DM 7675.– (mit OLYMAT DM 7985.–)



Entmündigt

Schwester allein war. „Du bist jetzt 52. Man sollte annehmen, daß du ruhiger geworden bist. Was soll der junge Bursche da in seiner dummen Butleruniform? Er könnte dein Sohn sein . . ."

Anna Fellgrub wagte nicht, Peltzner anzusehen. Sie errötete sogar. Aber dann wurde ihr Gesicht wieder blaß und starr, ein Zeichen, daß sie die Erregung bezwungen hatte. Sie sah ihren Bruder auch wieder an.

„Frage ich dich nach solchen Privatangelegenheiten?" sagte Anna Fellgrub leise.

„Wenn ein Mann im gesetzten Alter und ein junges Mädchen . . . also daran nimmt doch heutzutage niemand mehr Anstoß! Aber eine Frau in deinem Alter und ein Bursche von Mitte Zwanzig . . . das ist, schlicht gesagt, geschmacklos . . ."

„Ewald!" rief Anna Fellgrub warnend. Wieder überflammte tiefe Röte ihr Gesicht, diesmal aber hektisch und drohend. Die kleinen Augen flimmerten. „Ich kann mir einen Butler nehmen, so alt, wie ich will! Er ist ein reizender Junge . . ."

„Das sieht man! Aber was würde etwa Heinrich dazu sagen?"

„Was geht das Heinrich an! Muß ich vielleicht meinen Sohn um Erlaubnis fragen? Das geht doch wohl zu weit!"

„Der Knabe soll also hierbleiben, wenn ich dich richtig verstehe."

„René wird weiter Dienst als Butler tun!"

„Ach, René heißt der Gigolo!" höhnte Peltzner. „Du wirst ihm eine schöne Stange Geld zahlen müssen, wenn du ihn mal wieder loswerden willst. Das ist dir doch wohl klar! Skandale können wir uns nicht leisten . . ."

Anna Fellgrub hob den Kopf. Sie sah aus, als wolle sie wie ein Geier nach vorn schnellen und auf Ewald Peltzner einhacken.

„Wie man so etwas tut, weißt du ja am besten. Vielleicht werde ich dich gelegentlich um Rat bitten . . ." sagte sie hart.

Sehr nachdenklich verließ Ewald Peltzner wenig später die herrliche Villa seiner Schwester. Den Butler René, der ihn zum Wagen begleitete und die Tür aufriß, packte er bei den Goldknöpfen seiner Jacke.

„Wie teuer sind Sie, René?" fragte er. Der Butler zuckte nicht einmal zusammen. Er schien die Frage erwartet zu haben. Mit einem leisen Lächeln sah er auf Peltzner hinab in den Wagen.

„Ich habe bisher nicht darüber nachgedacht, mein Herr", antwortete er. Er hatte eine sonore, fast singende Stimme.

Anna Fellgrub stand an der Tür und beobachtete die beiden scharf. Sie sah, wie René den Wagen schloß und sich leicht verneigte, als Peltzner anfuhr.

„Was wollte er von dir, Liebling?" fragte sie flüsternd, als René zurück ins Haus kam.

„Nichts von Bedeutung." René lächelte. „Er hat nur gefragt, woher ich käme . . ."

„Und du hast es ihm gesagt?"

„Nein . . . obwohl es nicht meine Art ist, zu lügen . . ."

„Du bist ein so lieber Junge!" Anna Fellgrub hob sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn. René ließ es geschehen. Er umfaßte sogar Annas Schulter und zog sie an sich.

Sie wußte, daß sie jeden Kuß bezahlen mußte. Aber es war ihr gleichgültig. Wofür hatten sie um Giselas Millionen gekämpft . . .?

★

„Herr Generaldirektor Peltzner möchte Sie sprechen, Herr Professor."

Professor von Maggfeldt hob den Blick von dem Krankenbericht und sah seine Sekretärin über den oberen Rand seiner Brille hinweg an. „Herr Peltzner?" wiederholte er ungläubig.

„Ja, Herr Professor. Er wartet draußen."

„Ich . . . lasse bitten . . ."

Die Sekretärin verschwand, und gleich darauf erschien schon Ewald Peltzner in der Tür.

„Ich bin erfreut, mit Ihnen einmal alles durchsprechen zu können", sagte der Professor, als Ewald Peltzner in einem der Sessel vor Maggfeldts Tisch Platz genommen hatte. Peltzner faltete die Hände über dem Bauch. Er sah den Professor mehr lauernd als abwartend an.

„Ist etwas nicht in Ordnung?" fragte er.

Maggfeldt schüttelte den schmalen, weißhaarigen Gelehrtenkopf. „Ganz im Gegenteil." Maggfeldt registrierte keinerlei Regung in Peltzners schwammigem Gesicht. Auch nicht, als er weitersprach: „Ihrer Nichte geht es gut. Nach anfänglicher Auflehnung ist sie in ein Stadium der Depression gefallen. Seit Wochen untersuchen wir sie mit aller Gründlichkeit und nach einem Plan, der wohl alle Fehlerquellen ausschließt. Und bis jetzt ist das Ergebnis sehr erfreulich: Ihre Nichte befindet sich zwar in einer seelischen Verkrampfung, aber was die beiden einweisenden Kollegen diagnostizierten . . ."

Ewald Peltzner war es, als lege sich ein Eisenring um sein Herz.

„Sie meinen also, Gisela sei völlig normal . . .?" fragte er stockend.

Professor von Maggfeldt wiegte den Kopf. Er war vorsichtig in seinen Äußerungen.

„Unsere Untersuchungen gehen auch nach der Erstellung des Obergutachtens weiter, solange wir nicht ein klares und eindeutiges Bild von der Patientin haben, Herr Peltzner. Ich bin ehrlich genug, zu gestehen, daß unsere Ärzteschaft in zwei Lager gespalten ist: Oberarzt Dr. Pade hält Ihre Nichte für gesund, andere Kollegen sehen jeweils verschiedene Krankheits-Syndrome, die einen eine atypisch und schleichend verlaufende paranoide Psychose, die anderen neuerdings eine durch die Persönlichkeit Ihrer Nichte verschleierte Zwangsneurose. Das eine wie das andere rechtfertigt die Entmündigung. Aber das Charakteristische an der Zwangsneurose sind nicht nur die Zwangsvorstellungen, sondern es ist in erster Linie die Angst, dies oder jenes tun zu müssen. Dabei führen diese Kranken aber niemals aus, was ihnen der Zwang vorschreibt — eher schon treibt sie die Angst vor dem Zwang in seltenen Fällen zum Selbstmord. Von Gemeingefährlichkeit kann aber bei einer solchen Krankheit gar nicht die Rede sein. Ich sehe also bis jetzt keinen zwingenden Grund, Ihre Nichte auf die Dauer hier festzuhalten. Soweit heute schon überhaupt etwas vermutet werden kann, ist sie ein leichter Fall, der sofort in häusliche Pflege entlassen werden müßte, wenn man uns nicht der Freiheitsberaubung bezichtigen will. Ihre Nichte ist weder gemeingefährlich noch aufsässig oder selbstzerfleischend. Eine Zeitlang können und müssen wir sie allerdings wegen des Verdachts der paranoiden Psychose noch hierbehalten. Aber dann . . ."

Ewald Peltzners Gedanken arbeiteten präzise und schnell. Seine massige Stirn blieb unbewegt, aber hinter ihr vibrierten die Nerven wie die haarfeinen Drähte eines Elektronengehirns. Nach außen hin machte Peltzner auch jetzt noch den Eindruck eines guten, wohlgenährten, gemütlichen Onkels, der sehr in Sorge um seine Nichte war.

Gisela nach Hause, das war ausgeschlossen! Außerhalb dieser Mauern, in der Freiheit, hatte sie alle Möglichkeiten, den ungeheuerlichen Betrug aufzudecken, der an ihr begangen worden war. Für ihn, Ewald Peltzner, würde das wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ruin bedeuten, Anklage, Strafe, vielleicht Gefängnis . . .

Er räusperte sich und schloß halb die Augen. Maggfeldt kannte das noch nicht: So sah Ewald Peltzner aus, wenn er mit Zahlen und mit Schicksalen rechnete.

„Man weiß also nie, wie sich so ein armer Mensch entwickelt, nicht wahr?" sagte er mit seltsam ruhiger, kühler Stimme, die den seelenlosen Klang eines primitiven Musikinstrumentes hatte. „Es ist so oft vorgekommen, daß Geisteskranke als harmlos aus den Anstalten entlassen wurden und dann kurz darauf Kinder oder Verwandte oder sich selbst umgebracht haben. Man liest es ja immer wieder in den Zeitungen. Und wissen Sie, Herr Professor — ohne Ihrem endgültigen Urteil vorgreifen zu wollen —, ich bin der Meinung, lieber ein Jahr länger in der Anstalt, als eine Minute zu früh entlassen."

Ewald Peltzner richtete sich auf und sah Professor Maggfeldt voll ins Gesicht. „Können Sie garantieren, daß Gisela harmlos ist, völlig harmlos? Daß sie nicht eines Tages doch gewalttätig wird, mich oder meine Schwester oder sonst wen angreift und umbringen will?"

„Garantieren?" Maggfeldt sah auf seine Schriftstücke, die den Schreibtisch dicht bedeckten. Er dachte an den Haßwahn, in den Gisela Peltzner sich gegen ihren Onkel hineingesteigert hatte, an die Reden von Mord an ihrem Vater, von Erbschleicherei und Verbrechen gegen sie. Er hörte wieder ihre Worte: „Ich bin völlig gesund! Nur um mich als Alleinerbin auszuschalten, hat man mich für verrückt erklärt . . ." Eine Garantie, daß dieser Haß sich nicht einmal in einer Wahnsinnstat entladen würde . . . konnte man diese Garantie geben? Wer die Seele des Menschen wie Professor von Maggfeldt erforschte, mußte nein sagen.

„Ein Mensch ist kein Industrieprodukt, bei dem man eine Werkgarantie übernehmen kann!" sagte er laut.

Ewald Peltzner nickte traurig. „Sehen Sie!" sagte er. „Indirekt teilen Sie meine Befürchtungen. Trotzdem wollen Sie meine Nichte entlassen, weil sie nicht gefährlich ist. Sie kommt nach Hause, wohnt bei uns, wird bei uns gepflegt, steigert sich wieder in den Wahn, daß wir — die gesamte Familie — sie geschlossen betrügen, nimmt ein Pflanzenschutzmittel oder sonst was und bringt uns um! Sind Sie, Herr Professor, dann bereit, die Verantwortung dafür zu übernehmen, indem Sie sagen: Ich habe mich geirrt, sie war doch nicht so harmlos, wie ich dachte! Die Schuld liegt an meiner Fehldiagnose . . .?"

„Ich bitte Sie, Herr Peltzner . . ."

„Da gibt es nichts zu bitten!" Peltzners Stimme wurde hart. „Mir geht es um die Sicherheit meiner Familie . . ."

„Dann mieten Sie Ihre Nichte irgendwo anders ein . . . in der Schweiz, in Italien, auf Mallorca . . . es gibt so viele schöne Plätze."

„Sie lebt doch in dem Wahn, sich an uns rächen zu müssen, und deshalb wird sie um die halbe Erde rasen, um uns zu treffen!"

„Sie haben Angst, Herr Peltzner?"

„Ja! Ich glaube, ich habe das deutlich genug gesagt."

Ewald Peltzner war gerissen genug, diesen ihm unabsichtlich zugespielten Ball anzunehmen. Angst ist immer etwas, wofür die Leute Verständnis haben . . .

Professor von Maggfeldt wischte sich über die Augen. Auch er sah das Problem in aller Nüchternheit: Niemand konnte die Gewähr bieten, daß Gisela Peltzner nicht an ihrer Familie Rache für etwas nahm, was nur in ihrer Einbildung existierte. Das war ihre Krankheit . . . aber sie reichte nicht aus, sie in einer Irrenanstalt einzumauern . . .

„Wir können keinen Patienten nur auf einen Verdacht hin einsperren!" sagte Maggfeldt. „Nicht hier! Wir sind eine Heilanstalt, aber keine Pension für leichte Fälle. Im übrigen zweifle ich daran, ob Ihre Nichte . . ."

Ewald Peltzner erhob sich. Er griff in die Rocktasche, holte ein Scheckbuch heraus und legte es auf den Tisch. Er wußte genau, daß alles verloren war, wenn er jetzt eine einzige Geste machte, die den Professor nachdenklich stimmen mußte.

„Ich habe Angst", sagte Peltzner. Er hielt diese menschliche Schwäche jetzt wie einen Schild vor sich und versteckte dahinter seine wirklichen Gedanken und Gefühle. „Ich sehe ein, daß Gisela in Ihren normalen Pavillons nicht bleiben kann. Sie brauchen Raum, Sie haben zu wenig Betten, zu wenig Personal. Es ist wie überall . . . das Wirtschaftswunder ist an der Kultur und der Krankenpflege fast spurlos vorbeigegangen. Ich will Ihnen helfen . . . um Platz für Gisela zu schaffen und meine Angst zu beruhigen. Mir liegt sehr viel daran, daß gerade Sie, Herr Professor, die Behandlung und Beobachtung meiner Nichte weiter übernehmen. Darf ich Ihnen für Erweiterungsbauten einen Beitrag von 150 000 Mark überreichen?"

Er beugte sich über sein Scheckheft, füllte schnell die Zahl aus und riß das Scheckblatt heraus. Der wohlüberlegte Auftritt wirkte spontan und überzeugend. Mit ausgestrecktem Arm hielt er Maggfeldt das Vermögen entgegen. Die Hälfte muß Anna bezahlen, dachte er dabei. Schließlich rette ich damit auch ihren Anteil. Und der Blitz wird einschlagen, wenn sie sich weigert!

Professor von Maggfeldt starrte auf das Scheckformular und die Zahl 150 000. Welche Angst muß er haben, dachte er. Auf den Gedanken, daß sich hinter dem Angebot ein zynisches, widerwärtiges Verbrechen verbergen könnte, daß diese 150 000 Mark nichts weiter waren als der schäbige Preis für ein Millionen-Vermögen, das sie retten halfen, daß mit diesem Geld ein Mensch aus dem Leben gestoßen wurde — auf diesen Gedanken konnte ein Mann wie Maggfeldt nicht kommen.

„Ich kann das nicht annehmen", sagte Maggfeldt stockend. „Ich will Ihre Notlage nicht ausnutzen . . ."

„Es ist eine Stiftung der Peltzner-Werke, Herr Professor! Andere Unternehmer haben auch schon Kliniken finanziert. Das schreckliche Schicksal meiner Nichte hat mich wochenlang verfolgt. Bauen Sie mit dem Geld einen neuen Pavillon, geben Sie den Armen das Gefühl der Geborgenheit . . . auch meiner Nichte. Bauen Sie ihr eine Wohnung damit, in der sie leben kann unter Ihrer Fürsorge. Ich wüßte nicht, wem ich sie sonst anvertrauen sollte . . ."

„Geld anzunehmen ist nicht so einfach, Herr Peltzner. Ich muß mit meinen Ärzten noch einmal die medizinische und rechtliche Lage Ihrer Nichte durchsprechen."

Ewald Peltzner zog den ausgestreckten Arm zurück und legte den Scheck auf den Schreibtisch Maggfeldts.

„Wollen Sie übrigens Ihre Nichte sprechen?" fragte der Professor.

„Sprechen? Nein!" Peltzner knöpfte seinen Rock zu. „Sie müssen verstehen, daß ich mich dem noch nicht gewachsen fühle. Später einmal . . . Aber wenn ich sie sehen könnte?"

„Natürlich können Sie das." Maggfeldt wandte sich einem Plan an der Wand neben seinem Schreibtisch zu. Es war der Therapieplan der einzelnen Stationen, bei denen eine Behandlung noch Erfolg versprach.

„Ja, doch, es geht sogar sehr gut. Sie sind gerade beim Fernsehen", sagte Maggfeldt.

„Sie haben Fernsehen für die Kranken?" fragte Peltzner verblüfft.

„Gemeinschaftsfernsehen in einem großen Saal. Kino, Theater, Musikvorträge . . . Sie glauben nicht, wie brav und aufnahmefähig die Kranken bei den meisten Darbietungen sind. Vor allem die Musik macht sie fast zahm . . . sie ist zu einem anerkannten Heilfaktor in der Psychiatrie geworden." Professor von Maggfeldt knöpfte seinen Kittel zu. „Wollen wir uns das einmal ansehen? Ihre Nichte ist auch im Saal."

„Kann sie mich sehen?"

„Nein. Wir werden von einer Seitentür aus den Saal überblicken können."

Ewald Peltzner nickte. Aber er zögerte noch einmal, als der Professor schon an der Tür stand. „Es ist das erstemal, daß ich mich unter . . . Irre begebe", sagte er leise. „Kann auch nichts geschehen?"

„Aber nein!" Maggfeldt lachte leise. „Auf der Straße sind Sie durch die Autos mehr gefährdet als unter tausend Geisteskranken . . ."

★

Daß sie sich dem Kinosaal näherten, hörten sie schon von weitem. Gelächter, unartikuliertes Gekreische und Stimmengewirr flog ihnen entgegen. Ewald Peltzner blieb wie angewurzelt stehen.

„Was ist denn das?"

„So etwas kommt vor", antwortete Maggfeldt. „Es hört sich schlimmer an, als es ist. Das sind die leicht Verblödeten und ein paar Schizophrene, die beim Fernsehen mitspielen. Keine Angst, Herr Peltzner. Manchmal kommt es dabei zu — wenigstens für uns Ärzte — sehr interessanten Situationen. Neulich gab es eine Operette aus Italien. Mit Ballett. Und unter meinen Kranken war auch eine ehemalige Ballerina, die auf Grund einer hysterischen Lähmung nicht mehr laufen und natürlich schon gar nicht mehr tanzen konnte. Sie ist schwermütig geworden und hat bereits vier Selbstmordversuche hinter sich. Und da sieht

Fortsetzung übernächste Seite

Guter alter neuer Brauch . . .

Was bleibt im Leben, ist vor allem die Erinnerung an glückliche, stimmungsvolle Stunden zu zweit – das hat auch unsere Zeit wieder entdeckt. Anders ist es wohl kaum zu erklären, daß sich jetzt überall ein lange vertrauter Brauch mit neuem Leben zu erfüllen beginnt: Das romantische Souper, das liebevoll zusammengestellte Abendessen bei Kerzenlicht, mit einer Flasche HENKELL TROCKEN. Durch seine vollkommene Reife und seine rassige Eleganz ist HENKELL TROCKEN der bekömmliche Sekt für Anspruchsvolle, die „etwas mehr" davon verstehen – und daher auch die bevorzugte Marke, wenn hin und wieder einmal aus einem alltäglichen Anlaß ein kleines, intimes Fest werden soll.





Entmündigt

sie auf dem Bildschirm ein Ballett. ‚Die tanzen falsch!' schreit sie plötzlich auf. ‚Das geht doch nicht!' Und dann steht sie auf, springt auf den Gang und tanzt die Schritte vor, die sie für falsch gehalten hat. Was wir mit sieben Elektroschocks nicht erreicht haben, das hat eine Fernsehsendung geschafft. Die Lähmung war weg. Nachher, nach der Sendung, war sie wieder da. Aber für uns war das ein Anhaltspunkt, ein Hinweis zu dem Heilungsweg. Vorerst haben wir ihr zehn Schülerinnen gegeben, die sie unterrichten soll. Sie tut's vom Rollstuhl aus. Und vielleicht wird sie, wenn es von innen heraus wieder einen Ruck gibt, aufstehen und mittanzen."

Sie waren am Eingang zum Saal angekommen. Peltzner befiel eine dumpfe Ahnung von dem, was sich drinnen abspielen mußte . . .

Als Maggfeldt eine der kleinen Seitentüren zu einem Spalt geöffnet hatte, winkte er Ewald Peltzner heran.

„Ihre Nichte sitzt in der vierten Reihe. Sie können sie ganz deutlich sehen. Sie hat eine rote Wolljacke an."

Der Saal war etwa zehn Meter breit und doppelt so lang. Die zwölf quer laufenden Bankreihen waren gut zur Hälfte besetzt. Obwohl genügend Platz zur Verfügung stand, drängten sich die geisteskranken Frauen auf den vorderen Bänken zusammen. Die einen fuchtelten mit den Armen in der Luft herum, andere spuckten um sich, glotzten stumpfsinnig auf den flimmernden Bildschirm, wieder andere sangen mit, rauften den vor ihnen sitzenden Frauen die Haare oder kicherten. Eine üppige Frau hatte sich die Bluse aufgerissen und ging vor dem Fernsehapparat hin und her. Manchmal blieb sie stehen und kehrte sich stolz den anderen zu. In dem Augenblick, in dem Peltzner durch den Türspalt sah, war eine andere, ältere, schon weißhaarige Frau aufgesprungen und hatte den Rock zu einer Verrichtung gerafft. Zwei Schwestern hatten Mühe, sie aus der Bankreihe zu ziehen.

Mitten in dieser Hölle saß Gisela Peltzner. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, den Kopf mit den aufgesteckten blonden Haaren hoch erhoben und sah auf den Bildschirm und die Sängerin, die dort einen Schlager sang. Es war, als wäre um sie herum eine unsichtbare Wand aufgerichtet worden, als ginge das Geschrei und Gekeife der anderen Frauen an ihr vorbei, als höre sie es überhaupt nicht. Aber die Starrheit und die Blässe ihres Gesichtes verrieten, wie schmerzhaft deutlich ihre Umwelt auch für sie vorhanden war.

Ewald Peltzner zog die Tür mit einem Ruck zu und lehnte sich mit zitternden Knien an die Wand.

„Wie sie das aushält . . . wie das überhaupt ein Mensch aushält . . ." stotterte er. Jetzt spielte Ewald Peltzner nicht mehr. Er hatte seiner eigenen Gemeinheit schaudernd ins Gesicht gesehen. Er hatte gesehen, wohin Gisela durch seine Niedertracht gekommen war, und diese Erkenntnis war so schrecklich, daß sich seine Angst zur Panik steigerte, Gisela könne aus dieser Hölle entlassen werden und zurückkehren in die Welt. Zurückkehren, um Rache zu nehmen. Und es würde keine Rache geben, die hart genug war, dieses Grauen zu sühnen.

„Es sind die Harmlosen, die Sie gesehen haben", sagte Professor von Maggfeldt und steckte die Hände in den weißen Kittel. „Wenn ich Ihnen die Station mit den schweren Fällen zeigen soll . . ."

„Um Gottes willen — nein! Das kann doch kein Mensch sehen . . ."

Sie gingen zum Chefzimmer zurück. Schnell zog Peltzner seinen Mantel an und fuhr wenig später aus dem Klinikpark hinaus.

In der Nacht träumte Peltzner, er sei einer der Insassen des Kinosaals, der bespuckt wurde und andere bespuckte, und immerfort fühlte er Giselas große, ernste Augen anklagend auf sich ruhen.

★

Schon am Tag nach seiner Ankunft in St. Tropez begegnete Dr. Hartung der schönen Monique Peltzner. Er hatte sie nie vorher gesehen, aber Dr. Budde hatte ihm ihre hervorstechendsten Eigenheiten genannt: schwarzhaarig, auffallend gut gewachsen, herausfordernd, einen Zug von Dummheit im hübschen Puppengesicht und stets auf der Suche nach Männern. An diesen Merkmalen erkannte er sie.

Mit gelöstem Haar, in einem knappen weißen Bikini, die Hände im Wasser nachziehend, trieb sie auf einem Gummifloß vor dem Strand in einer schützenden Felsenbucht.

Dr. Hartung stand am Strand und sah hinüber auf das Gummifloß. Er hatte Schwimmflossen an den Füßen, die Tauchermaske auf die Stirn geschoben und eine leichte Harpune in der Hand. Sein von Natur aus brauer, muskelbepackter Körper glänzte von eingeriebenem Fett. Er hatte einen Ausflug um die Felsen vor und sich gegen die Sonne und das Salzwasser geschützt. Das Auftauchen der treibenden schwarzhaarigen Nixe Monique ließ seine Pläne buchstäblich ins Wasser fallen.

Hartung handelte sofort, schob die Tauchermaske vors Gesicht und sprang ins Wasser, genau auf das Floß zu.

Er tauchte unter, bis er die Umrisse des Gummifloßes genau sah, legte die Harpune an und schoß. Es gab einen zischenden Laut, Luftperlen stiegen auf, das Floß schrumpfte zusammen, und Monique Peltzner verschwand mit einem spitzen Aufschrei in den sanft spielenden Wellen.

Hartung ließ die Harpune fallen. Später würde er sie wieder holen. Jetzt griff er nach dem Mädchen, riß es empor und schwamm mit ihr auf eine der Klippen zu, die überall aus dem Wasser ragten. Dort zog er Monique auf die Steine, legte ihren Kopf auf seine Gummimaske und begann, Wiederbelebungsversuche zu machen, die Arme hoch- und herunterzureißen und den Brustkorb einzudrücken und wieder hochschnellen zu lassen.

Er war ernstlich besorgt. So gefährlich hatte er sich seinen Scherz nicht vorgestellt. Aber als er eine Sekunde verschnaufen wollte, riß ihn die Stimme Moniques aus seinen beginnenden Selbstvorwürfen heraus.

„Schon schlapp? Sie sind mir ein Held! Merken Sie gar nicht, daß ich überhaupt kein Wasser geschluckt habe?"

Gerd Hartung wischte sich die nassen Haare aus der Stirn.

„Ich sollte Sie wieder zurück ins Wasser werfen!" sagte er laut.

Monique lachte schallend. Sie setzte sich auf und ließ die Füße ins Wasser hängen. „Ich bin eine gute Schwimmerin", antwortete sie kühl. „Werfen Sie mich ruhig wieder 'rein. Aber sagen Sie mal, wie ist denn das vorhin passiert? Wo kamen Sie so plötzlich her? Und wo ist mein Floß?"

„Das liegt mit drei kleinen Löchern im Bauch bei den Polypen. Ich habe es harpuniert . . ."

„Sie haben es . . ." Monique sprang auf.

Hartung musterte voll Sachkenntnis und Anerkennung ihre in jeder Weise wohlausgewogene Figur. Schade, dachte er, daß sie eine Peltzner ist.

„Was wollen Sie denn eigentlich?" fragte Monique.

„Tja . . . es war ein Irrtum. Ich schwamm unter Wasser und sah etwas Großes auf mich zukommen. Eine Krake oder ein Tintenfisch, glaubte ich. Ich bin noch neu hier, wissen Sie. Deshalb habe ich wohl etwas übereilt geschossen. Und was habe ich getroffen? Eine allerliebste Krabbe . . ."

„Sie sollten von den Südfranzosen oder Italienern lernen, wie man Komplimente macht!" sagte Monique.

Sie setzte sich wieder auf die Klippen. Der enge, nasse Bikini lag wie eine zweite Haut an ihrem Körper. Es war aufregend, sie anzusehen. Wie leicht hat es Klaus dagegen, dachte Hartung voll anzüglicher Selbstironie. Er stapft durch den dicken Londoner Nebel und spielt Geist bei Heinrich Fellgrub und kommt nicht in Versuchung.

„Wer sind Sie eigentlich?" fragte Monique. „Sie schwimmen daher, harpunie-

ren mich, retten mich vor dem Ertrinken, drücken mir fast den Brustkorb ein und halten mir dann einen Vortrag über Komplimente! Für soviel Unverfrorenheit kann man I h n e n jedenfalls kein Kompliment machen."

„Und Sie? Sie lassen sich retten, Sie spielen die Halbtote, Sie lassen mich wie einen Schwerarbeiter Wiederbelebungsversuche machen — und dann lachen Sie mich aus! Halten Sie das etwa für das ewig Weibliche, das uns Männer hinanziehen soll?" Hartung schlug mit seinen Schwimmflossen gegen die Steine. „Ich heiße übrigens Hartung. Dr. Gerd Hartung. Freunde nennen mich ‚Bumsti'. Warum, weiß ich nicht."

„Bumsti. Wie ein Teddybär!" Monique lachte und bog sich zurück. „Ich bin Monique Peltzner. Mit ‚tz', wenn ich bitten darf."

„Schade, Pelz ohne ‚t' klingt so anschmiegsam, so weich, so zärtlich . . ." Er legte den Arm um ihre Schulter.

Monique ließ es zu, aber als er sie küssen wollte, hob sie rasch die Hand. „Ich müßte Ihnen jetzt eine 'runterhauen, Herr Dr. Hartung! Finden Sie nicht auch?"

„Wenn Sie mich so direkt fragen — ich bin ganz Ihrer Meinung. Bitte, tun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an!" Er hielt ihr das Gesicht hin, und Monique ließ die schmale, kleine Puppenhand auf seine Wange klatschen. Nicht fest, ganz leicht nur, aber auf der nassen Haut klang es, als sei es eine richtige Ohrfeige. Hartung schüttelte sich wie ein nasser Hund.

„Noch einmal!" sagte er.

„Warum denn?"

„Als Vorschuß . . ."

„Bitte!" Monique ließ noch einmal die Hand auf Hartungs Wange fallen, ganz zart jetzt, fast wie ein Streicheln. Es klatschte nicht mehr . . . es war ein lautloses Gleiten . . .

„Danke", sagte Dr. Hartung. „Jetzt bin ich schon bestraft für etwas, was ich noch gar nicht getan habe!"

Er zog Monique schnell an sich, und ehe sie die Arme gegen seine Brust stemmen konnte, hatte er ihren Kopf nach hinten gebeugt und küßte sie. Er küßte sie mit Hingabe und echter Freude, und Monique wehrte sich zuerst schwach, dann überhaupt nicht mehr. Ihre Arme wurden schlaff und legten sich schließlich sanft um Hartungs Nakken.

Eine Stunde später schwammen sie zum Strand zurück. Nebeneinander. Manchmal berührten sich ihre Hände.

Er ist keiner von den üblichen Playboys, dachte Monique beim Schwimmen. Er ist ein Mann, in den man sich verlieben könnte . . .

Sie tauchte das Gesicht ins Wasser und schnellte vor wie ein silberner Fisch.

Es wird schwer sein, sie nur als Tochter des Ewald Peltzner zu sehen, dachte Dr. Hartung. Sie ist zwar eine dumme Puppe, aber nur ein blinder Mann kann an ihr vorbeigehen . . . und selbst der würde die Raubkatze in ihr noch wittern . . .

Er schwamm ihr nach, und dann wateten sie gemeinsam an den Strand.

„Das Floß mußt du mir bezahlen!" sagte sie und schüttelte das Wasser aus ihren langen schwarzen Haaren.

Dr. Hartung nickte. Jetzt ist sie wieder Peltzners Tochter, dachte er. Und er war froh darüber . . .

★

In London war Dr. Klaus Budde weniger der Gefahr ausgesetzt, durch private Vergnügen von seinen geschäftlichen Pflichten abgelenkt zu werden. Er mietete sich in einem kleinen, billigen Hotel ein, suchte auf dem Stadtplan die Straße, wo die Peltzner-Niederlassung ihren Sitz hatte und fuhr dann mit dem Omnibus in die City.

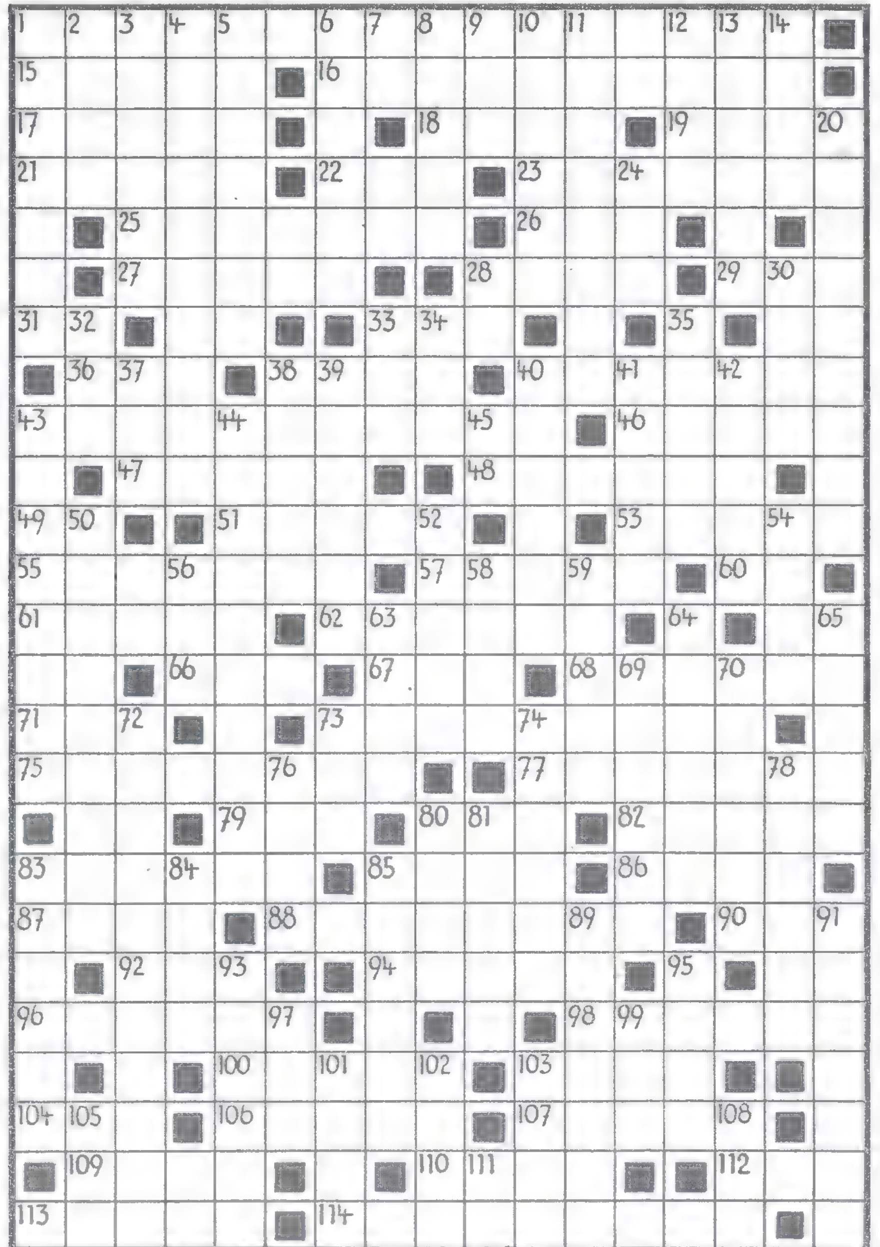
Am zweiten Tage sah er Heinrich Fellgrub. Sie gingen auf der Fleet-Street aneinander vorbei. Heinrich Fellgrub zuckte zusammen, blieb stehen, als begreife er nicht, was er gesehen hatte, drehte sich um und starrte Budde nach wie einem Geist.

„Unmöglich!" sagte er so laut, daß Klaus Budde es noch hörte . . .

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE

REVUE Rätsel · REVUE Rätsel · REVUE Rä

KREUZWORTRÄTSEL: *W a a g e r e c h t : 1. Musikwerk von Tschaikowskij, 15. Muse, 16. Einsiedlerorden, 17. Spielkarte, 18. Vegetationsinsel in der Wüste, 19. nordischer Männername, 21. Gesichtsfarbe, 22. Nebenfluß des Rheins, 23. Buch der Psalmen, 25. Rundbau, 26. bayerischer Kirchenmusiker, 27. Ort am Tegernsee, 28. Futterpflanze, 29. Teil des Dramas, 31. Nordost (abgekürzt), 33. Getränk, 36. biblischer König, 38. Holzmaß, 40. schlechter Tabak, 43. Bühnenkunde, 46. Passionssonntag, 47. Mittelmeerfisch, 48. Sportbekleidung, 49. Strom in Sibirien, 51. eines Sinnes, 53. Schlaferlebnis, 55. Berg des Himalaja, 57. Kampfbahn, 60. Normalnull (abgekürzt), 61. Prophet im A. T., 62. italienischer Baumeister, 66. Augendeckel, 67. Meergöttin, 68. Dummheit, 71. Bergweide, 73. Steuerband an Tabakwaren, 75. Gruppe der Kalkalpen, 77. Apfelsorte, 79. unbestimmter Artikel, 80. Klostervorsteher, 82. Männername, 83. Teil eines Kreises, 85. Hauptstrom Ostdeutschlands, 86. Straßenbelag, 87. zwei Stücke, 88. Segelausrüstung eines Schiffes, 90. Sache (lateinisch), 92. Hausgott der alten Römer, 94. Gestell zum Befördern von Lasten, 96. mißgünstiger Mensch, 98. Hochschullehrer, 100. weibliches Bühnenfach, 103. jeder, ohne Ausnahme, 104. Nebenfluß des Arno, 106. Körpernarbe, 107. Strick (Mz.), 109. Kleiderverschluß, 110. arabischer Fürstentitel, 112. Schiffskommandowort, 113. schriftliche Unterlage (Mz.), 114. aufsehenerregendes Ereignis. — S e n k r e c h t : 1. Elementarteilchen*



des Atomkerns, 2. Aschegefäß, 3. Spottschrift, 4. Kurzschrift, 5. bedeutender Schauspieler und Regisseur, 6. Wertpapier (Mz.), 7. cirka (abgekürzt), 8. der deutsche Botschafter in der UdSSR, 9. griechischer Buchstabe, 10. grobe Feile, 11. Meerestier, 12. Berg bei Innsbruck, 13. Schriftgrad, 14. See in Nordamerika, 20. Unterscheidungsmerkmal, 24. Göttin der Verblendung, 30. Federteil, 32. nordische Münze, 33. Küstenfluß in Katalonien, 34. Arbeitseinheit, 35. amerikanischer Filmpreis, 37. Temperaturbezeichnung, 38. stark ansteigend, 39. regelmäßige Wiederkehr, 40. erfahrener Fachmann, 41. Hauptschlagader, 42. Tropenvogel, 43. einhöckriges Kamel, 44. afrikanisches Kaiserreich, 45. im Auftrag (abgekürzt), 50. russisches Saiteninstrument, 52. Liebhaber, 54. Kröte, 56. Edelfisch, 58. Begrenzung, 59. inneres Organ, 63. Stadt in Algerien, 64. griechische Mondgöttin, 65. Metall, 69. Tonstück in mehreren Sätzen, 70. Druckbuchstabe, 72. Denkart, 73. Gutschein, 74. Gewinn, 76. Dichtungsmittel, 78. Stierkämpfer, 80. Blutgefäß, 81. dünne Deckschicht, 83. absatzloser Schuh, 84. Stadt in Rumänien, 85. der achte Ton, 89. deutscher Dichter, 91. Alarmgerät (Mz.), 93. sportliche Veranstaltung, 95. Nörgler, 97. Segelstange, 99. Hohepriester, 101. afrikanischer Storchvogel, 102. Hirschart, 103. Asien (englisch), 105. sagenhafter Riesenvogel, 108. Flur im Bauernhaus, 111. Manuskript (abgekürzt).

SILBENRÄTSEL: *ab — auf — bau — dal — e — er — flö — gar — go — hi — ho — hung — kon — mar — niet — pan — rec — roh — roll — schlupf — schuh — sen — sinth — ste — stoff — ten — ten — ter — un — zert — zi.* — Aus diesen Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, den Wahlspruch von Goethes Mutter ergeben. — *1. Titelheld bei Hartmann von Aue, 2. Sportgerät, 3. Gemälde von Menzel, 4. Wermutschnaps, 5. spanischer Adelstitel, 6. unverarbeitetes Material, 7. Zufluchtsort, 8. Kleidungsstück moderner junger Menschen, 9. Zweig der Landwirtschaft, 10. Zuckerwerk aus Mandelmasse, 11. Roman von Tolstoi.*

SILBENRÄTSEL: *a — al — an — chi — de — del — ge — i — i — im — ka — ker — le — lil — lip — ne — ni — nis — on — pard — pe — pel — ro — son — ste — tha — ti — u — wil — wü — zeug.* — Aus diesen Silben bilde man 13 Wörter. Deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen Schweizer Reformator, seinen Geburtsort und seinen Sterbeort. (ch = ein Buchstabe.) — *1. Vereinigung, 2. Stadt in Frankreich, 3. Schlitten, 4. Heimat des Odysseus, 5. italienischer Wein, 6. Bescheinigung, 7. unfruchtbare Landschaft, 8. Bienenzüchter, 9. Stadt in Italien, 10. katzenartiges Raubtier, 11. deutscher Fluß, 12. Vorbild, 13. Präsident der USA (1913—1921).*



KREUZWORTRÄTSEL: *Waagerecht:* 1. *Erlebnis,* 7. *Produktionsstätte,* 8. *Gattung,* 10 *Schmerz,* 11. *Reisen,* 13. *Nebenfluß der Donau* 14. *Staat der USA,* 16. *Fürwort* 18. *Behörde* 19. *Feuerstelle,* 20. *alter peruanischer Herrscher,* 21. *irische Provinz,* 22. *Fußteil,* 24. *lang ausgedehnt,* 25. *Bündnis (französisch),* 26 *Grund,* 28. *Verpackungsgewicht,* 31. *militärischer Dienstgrad,* 34. *Waldvogel,* 35. *Affenart* 37. *Name mehrerer Päpste,* 38. *afrikanischer Strom,* 40. *Schar,* 43. *Schaubühne,* 44 *bäuerliches Fest.* — *Senkrecht:* 1. *italienischer Geigenbauer,* 2 *Freifräulein,* 3. *Wandverkleidung,* 4 *Flachland,* 5. *Kanton der Schweiz,* 6 *Verlassenheit.* 9 *nordafrikanische Hafenstadt* 12 *Göttin* 15 *Stadt am Niederrhein* 17. *Bad in Rheinland-Pfalz,* 19. *Gestein,* 20 *russische Zeitung,* 23. *nordische Göttin,* 26 *Beweismittel.* 27. *das Dichtbeieinander* 29 *Verlokkung,* 30. *Opernlied,* 32. *junges Pferd,* 33 *Begleitmannschaft,* 36. *Gebirge der Karpaten* 39 *altertümliche Anrede,* 41. *verlassen,* 42 *Gegner Luthers*

Auflösungen aus der letzten Nummer:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1 Basalt, 6 Spagat, 11. Raub, 12 Etage, 13 Nomade 15 Ines, 16 Treber, 17. Remter, 19 Keil, 20 Alge 22. Sommer, 25. Morast, 27 Geld 30 Para, 31 Sender, 34. Riegel, 37. Erna, 38 Anselm, 39 Elias 40. Enge, 41. Minute, 42. Termin. — Senkrecht: 1. Bantam, 2. Amor, 3 Arabella 4 Lade, 5 Tuerke, 7. Penelope, 8. Atem, 9 Gast 10. Terror, 14. Meta, 15. Iris, 18. Egel, 21 Gespenst, 23. Malteser, 24. Mode, 25 Moslem, 26 Tara, 27. Garant, 28. Doge, 29 Palmen, 32. nein 33. Drau, 35 Inge, 36 Ellı

BESUCHSKARTENRÄTSEL: Laborantin.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Hut 3. Ahle, 6 Espe, 9 Testament, 12 Erde, 13 Fort 14. Lab — Senkrecht: 1 Hatz, 2 Fes, 3 ...part, 4. Hemd, 5. Ern, 7. Ster, 8 Stab, 10 elf 11. eel

SILBENRÄTSEL: 1 Dirigent, 2. Inflation, 3. Erzgiesserei 4 Sinnspruch, 5. Chronist, 6. Lindau 7. Astrachan, 8 Nymphenburg, 9. Gürtelrose, 10 Einakter, 11 Staubbürste, 12. Tschechoslowakei, 13. Innozenz, 14 Cheviot. — „Die Schlange sticht nicht ungereizt" (Schiller „Wilh. Tell")

SILBENBAND: 1. Antares, 2. Piave, 3 Caracas, 4. Parade, 5 Libelle, 6. Fehrbellin, 7. Pilaster 8 Palaver — Arabella

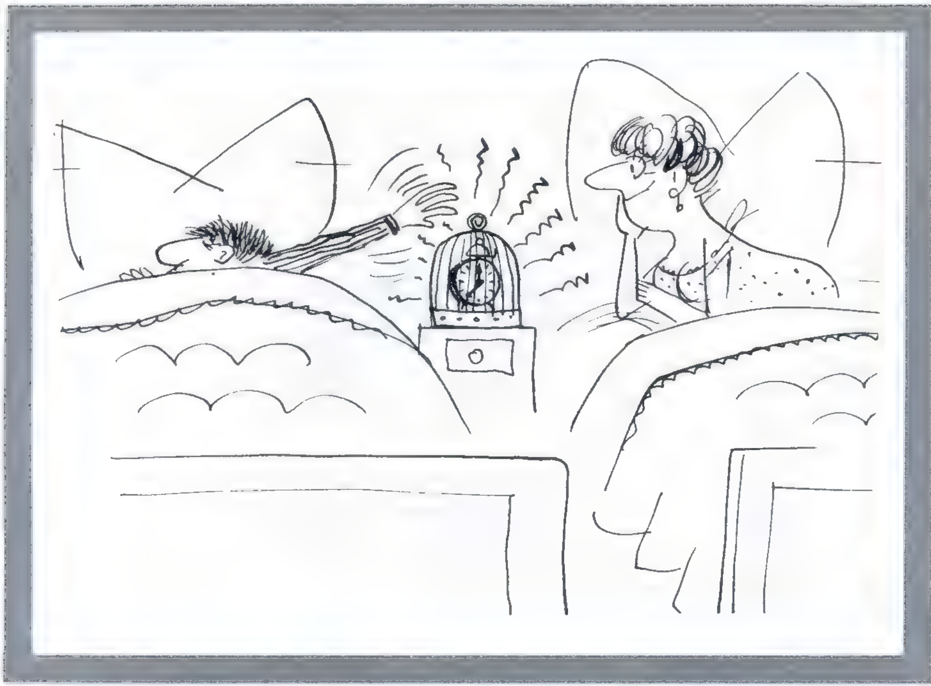
AUS ZWEIEN MACH EINS! 1. Aronstab, 2 Rheingau, 3. Girlande, 4. Elfenbein, 5 Negrito 6. Tantalus, 7. Indiana, 8. Narretei, 9 Imperator 10. Ekstase, 11. New-Orleans. — Argentinien Buenos Aires.

KREUZWORTRÄTSEL: 1. Afrika, 6. Raum, 7 Ire, 9. Leo, 10. wirr, 11. Ozelot, 13. Toga, 14 Eta, 16. Sue, 17. Kinn, 18. Sekret. — Senkrecht: 1. Aristoteles, 2. Farm, 3. rue, 4. ...m 5. Assortiment, 8. Nero, 9. Lila, 10. Wega, 12 Zote, 15. Rune, 16. Sı

WER WEISS ES? 1. Giraudoux, 2. Amazonas, 3 Lambarene, 4. Storting, 5. Wimbledon, 6. Optimismus, 7. Reineke, 8. Television, 9. Hemingway, 10. Yankee. — Galsworthy

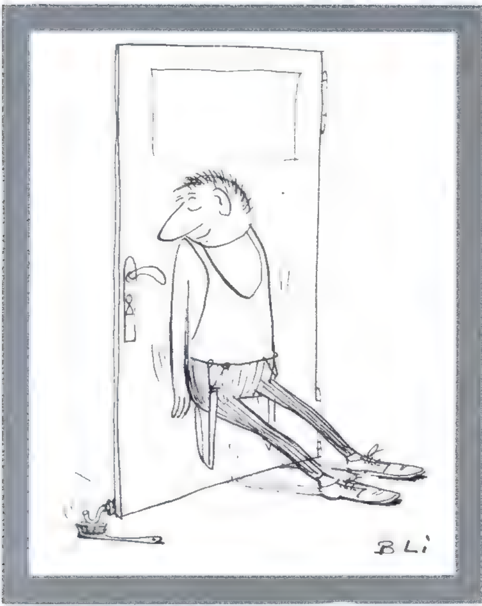
FÜLLRÄTSEL: 1. Orléans, 2. Korsika, 3. Florenz, 4. Andorra, 5. Komfort, 6. Ekuador

BESUCHSKARTENRÄTSEL: Modellschneiderin





Für den täglichen Hausgebrauch erdacht . . .



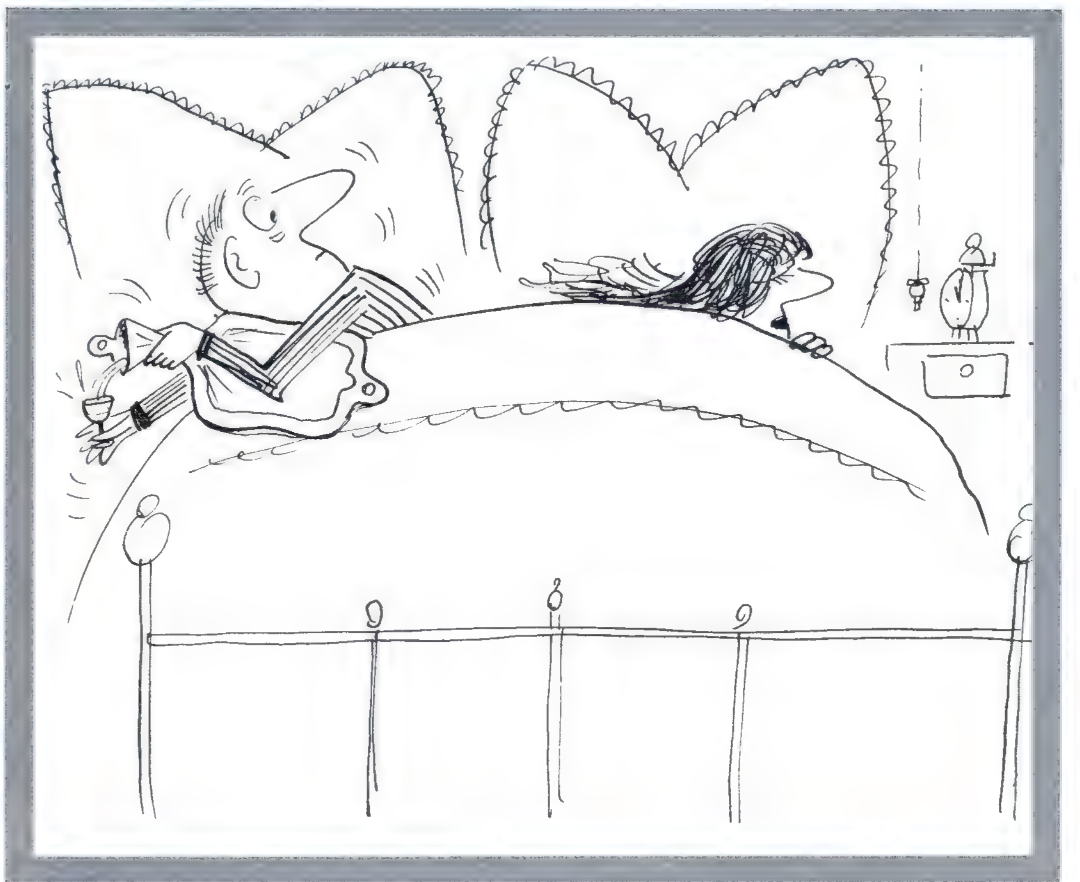
Praktische Winke ohne Worte



. . . und zur Nachahmung empfohlen von REVUE-Zeichner Balthasar Lippisch







Anzeige

Baby müßte man sein!

Vor allem, wenn man an die Körperpflege denkt. Später hat man nie mehr soviel Zeit dazu – abgesehen davon, daß man sich dann allein pflegen muß.

Glauben Sie nicht auch, daß es uns oft erheblich besser ginge, hätten wir ein bißchen Zeit für unsere Körperpflege? Jeden Tag zu baden und die Haut einzuölen würde auch dem Erwachsenen guttun. Woran man die innige Beziehung zwischen Körperpflege und Wohlergehen erkennen kann.

Wenn das aber schon bei uns so ist, wieviel stärker dann wohl bei den Babys? Und wieviel notwendiger!

Unser Körper hat sich im Laufe eines langen Lebens an manches gewöhnt wir haben im fast wahrsten Sinne des Wortes ein „dickes Fell" bekommen. Die Haut des Babys aber ist zart, und gäbe es ein zarteres Wort für zart, müßten wir das sogar wählen. Wenn man dann ferner bedenkt, welchen Reizungen diese zarte, empfindliche Haut ausgesetzt ist – Stuhl und Urin, Transpiration, Reibung und Temperaturschwankungen –, wird vollends klar, weshalb das Baby mit Umsicht und Sorgfalt gepflegt werden muß.

Wirklich: mit der regelmäßigen, babygerechten Körperpflege fängt das gute Gedeihen des Babys an. Und die Körperpflege wiederum beginnt mit dem Baden. Die babyfein-Seife ist hierfür, und überhaupt, die ideale Kinderseife. Ihr voller, sahniger, milder Schaum reinigt sanft, reizt die Haut nicht und entzieht ihr kein Fett, denn diese Seife ist – was Sie schon am Schaum bemerken – überfettet. So bleibt die Haut geschmeidig. Ungehindert kann sie nach dem Baden wieder atmen.

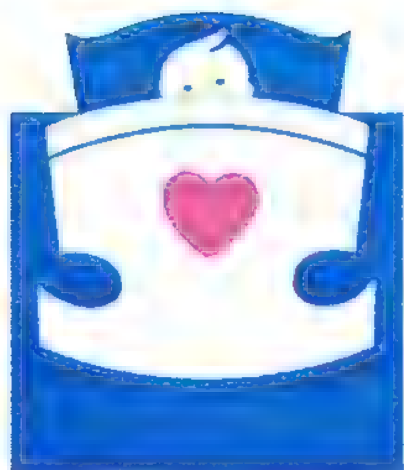
Gutes Abtrocknen ist genau so wichtig wie das Bad selbst. Sie sollten vor allem auf die Hautfalten achten, hier darf keine Feuchtigkeit zurückbleiben, von Creme- und Puderresten oder anderem ganz zu schweigen.

Nach dem Baden kommt das Einölen mit babyfein-Kinderöl. Es macht die Haut widerstandsfähiger, es erhält sie samtweich und schützt sie gegen unangenehme Einwirkungen. Auch hierbei sind wieder die Hautfalten besonders zu beachten, denn nirgendwo tut das Wundsein so weh wie gerade da, und nirgendwo heilt es langsamer.

Dann wird babyfein-Kinderpuder aufgetragen. Mit einem Wattebausch verstreichen Sie den Puder ganz sanft und leicht – das glättet und schützt vor Reibungen. babyfein-Kinderpuder klumpt nicht und haftet gut. So etwas ist wichtig, sonst kann der Puder seine Aufgabe als dämmende Schutzschicht nicht erfüllen. Eine angenehme Nebenwirkung des zartduftenden babyfein-Puders: er kühlt.

Zu guter Letzt: die babyfein-Creme! Trotz aller Vorsicht kann es natürlich immer mal zu Rötungen der Haut und vielleicht gar zu Wundsein kommen. In solchen Fällen wird die babyfein-Creme schnelle Rettung bringen. Erstens beugt sie – immer dünn aufgetragen! – sehr gut vor, zweitens heilt sie schnell und zuverlässig.

Das also ist die babyfein-Pflege – eine vollkommene Zusammenstellung aller Teile, die Sie zur Babypflege gebrauchen. Jedes Erzeugnis ist rein und mild und unendlich fein, jede Feinheit unterstützt die andere. Deshalb ist babyfein vierfachfein. Alle babyfein-Produkte sind harmonisch aufeinander abgestimmt, dem kindlichen Organismus angepaßt und mit Wirkstoffen angereichert, die den hohen Wert der babyfein-Pflege bestimmen. Gerade diese Wirkstoffe, vor allem Vitamin A, das hautverwandte Euzerit und das feuchtigkeitabweisende Silikon sind hervorragende Helfer in dem Bemühen, Ihrem Kind das Beste zu geben. Sie werden es – staunend und beglückt – an der Fröhlichkeit Ihres Babys erkennen.



Wir sind uns einig: babyfein pflegt Babys fein



b 2104

Mütter sind kritisch, wenn es um ihr Baby geht. Sie lassen sich nichts für rein und mild vormachen, was nicht wirklich rein und mild ist. Fragen Sie einmal die Mutter eines babyfein-Babys nach babyfein. Sie wird Ihnen bestätigen: diese vierfachfeine Kinderpflege erfüllt alle Ansprüche, die man stellen muß.









...r ab -,50 DM, creme ab -,90 DM, öl 1,80 und 3,– DM, seife 1,– DM

babyfein

Kinderpflege





Vom Balkon des Bootshauses Offenbach-Bürgel schoß der Pächter Adam im Halbdunkel auf zwei fliehende Einbrecher. Seine ungezielten Schüsse trafen einen Einbrecher. Die Polizei belobigte den Pistolenschützen, aber das Gericht bestrafte ihn wegen Körperverletzung

Erst gelobt, dann bestraft

Von Dr. Dr. Friedrich Landgraf, München

Es war eine stille Augustnacht. Im Bootshaus des „Wassersportvereins" in Offenbach-Bürgel schliefen Herr und Frau Adam. Sie hatten das Clubheim am Mainufer gepachtet. Wenn sich zur Polizeistunde der letzte müde Gast auf den Heimweg begeben hatte, pflegte auch das Ehepaar Adam im Pkw nach Hause zu fahren.

Diesmal stand den Adams das Auto nicht zur Verfügung. Es hatte Reifendefekt und war in der Garage geblieben. Deshalb hatte sich das Ehepaar für die Nacht in der Schlafkammer neben dem Schankraum zur Ruhe begeben.

Im Morgengrauen schreckte Frau Adam aus ihrem friedlichen Schlaf. Vom Balkon drangen verdächtige Geräusche in die Kammer. Die Leuchtzeiger des Weckers zeigten 4.30 Uhr an. Frau Adam rüttelte ihren Mann: „Hans, Hans! Die Einbrecher sind da!"

Hans Adam war sofort hellwach. Während seiner Abwesenheit war schon zweimal im Bootshaus eingebrochen worden. Jetzt waren die Einsteigdiebe wiedergekommen. Man hörte deutlich, daß sie sich an einem Fensterladen zu schaffen machten. Was sollte Adam tun? Die Wirtschaft hatte keinen Telefonanschluß, einen Hund durfte Adam nicht halten. Deshalb hatte er auch seine Pistole ins Bootshaus genommen. Sie lag im Schankraum, in einer Schublade. Vorsichtig tastete er sich aus der Schlafkammer ins Nebenzimmer und ergriff sein Schießeisen.

So bewaffnet ging er auf Zehenspitzen zur Balkontür, schob die Riegel zur Seite und trat ent-

Fortsetzung übernächste Seite

Einen Knopfdruck für die Wäsche, einen für die Spülarbeit.

714

Das versteht Miele unter „Vollautomatic“: Waschmaschine füllen. Waschmittel zugeben. Einschalten. Erledigt! – Geschirrspülautomat füllen. Spülmittel dazu. Einschalten. Erledigt! Das versteht Miele unter moderner Haushaltsführung: Weniger Arbeit, dafür mehr Zeit für Heim und Familie. Deshalb baut Miele echte Vollautomaten, die allen Erfordernissen Rechnung tragen. Was Sie von einem Waschautomaten verlangen können, hat Miele berücksichtigt: Spezial-Programm für Perlon und Feinwäsche, Schonmechanik für Wolle, rationelles Waschen kleinster Wäschemengen. Der neue Geschirrspülautomat zeichnet sich aus durch ein neues Spülsystem mit rotierenden Sprüharmen, freien Innenraum, dadurch erhöhtes Fassungsvermögen, drei Spülgänge, Geschirrkörbe auf Rollen, praktische Abstellfläche. – Modern, verläßlich, leistungsfähig, sind diese Miele-Vollautomaten. Echte Repräsentanten des modernen Haushalts.



Mielewerke · Gütersloh **Miele** VOLLAUTOMATEN

Erst gelobt, dann bestraft

schlossen ins Freie. Dort sah er zwei dunkle Gestalten im Dämmerlicht vorbeihuschen, über das Balkongeländer springen und durch den Hof laufen.

Adam hob seine Pistole und rief: „Halt! Halt, stehenbleiben, oder ich schieße!" Die flüchtenden Schatten beachteten die Drohung nicht. Sie liefen weiter. Da drückte Adam ab. Er schoß zweimal in die Fluchtrichtung. Die Gestalten konnte er dabei nicht mehr sehen, das neblige Halbdunkel des Morgens hatte sie geschluckt. Überzeugt, daß er nur in die Luft geschossen hatte, begab sich der Pächter wieder zur Ruhe.

★

Daß er getroffen hatte, erfuhr Hans Adam erst später von der Polizei. Dort hatte sich kurz nach dem Zwischenfall ein verstörter Straßenpassant gemeldet und berichtet, daß in einem Hauseingang ein blutender Mann liege.

Die Kriminalpolizei wurde alarmiert und ein Streifenwagen losgeschickt. Die Beamten stellten fest, daß der stöhnende



Geschossen hatte der Bootshaus-Pächter Adam und wurde deshalb zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. Er ist mit dem Urteil einverstanden, muß jetzt aber fürchten, vom verletzten Einbrecher verklagt zu werden.



Getroffen wurde der 23jährige Erwin Köppler (r.), der nach Ausheilung ins Gefängnis wanderte. Gestützt auf das Strafurteil gegen Adam fordert er jetzt von ihm Schmerzensgeld und Ersatz seines Verdienstausfalls

Mann Schußverletzungen im Rücken aufwies und stark angetrunken war. Sie brachten ihn ins Krankenhaus. Die ärztliche Diagnose: Rückendurchschuß mit Verletzung von Niere und Leber.

Inzwischen hatte die Polizei die Personalien des Verletzten festgestellt. Es handelte sich um den gesuchten 23jährigen Erwin Köppler, der in der Fahndungskartei als Gewohnheitsverbrecher vermerkt war.

Als der Pächter Adam der Polizei dann sein nächtliches Erlebnis meldete, klärten sich die Zusammenhänge. Köpplers Komplize, der 25jährige Karl Holder, war bald darauf verhaftet.

Zusammen mit Köppler gestand dieser Holder die zwei Einbrüche im Bootshaus und den Einbruchsversuch in der Augustnacht. Nach einer ausgedehnten Sauftour waren sie auf den Balkon des Bootshauses gestiegen, das sie unbewohnt glaubten, weil Adams Pkw nicht im Hof stand. Als sie der Gastwirt überraschte, waren sie geflohen. Den Warnruf Adams hatten sie gehört. Sie glaub-

ten schon entkommen zu sein, als die zwei Schüsse fielen. Köppler fühlte einen stechenden Schmerz und brach zusammen. Holder — Entdeckung fürchtend — schleppte den Verletzten bis vor das Haus eines Arztes. Dort ließ er seinen Kumpan liegen.

Die Kriminalpolizei war hocherfreut, zwei langgesuchte Verbrecher gefaßt zu haben. Sie lobte den energischen Hans Adam: „Ohne ihn hätten wir die zwei nicht so schnell bekommen!"

Das Gericht rechnete später mit den Einbrechern ab und schickte sie ins Gefängnis.

★

Doch auch mit dem polizeilich belobigten Pächter Adam mußte sich der Richter beschäftigen. Die Offenbacher Staatsanwaltschaft hatte gegen den Pistolenschützen vom Bootshaus ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Schließlich erhob sie auch Anklage wegen des Vergehens der gefährlichen Körperverletzung nach § 223 und 223a StGB.

Die vom Gesetz vorgesehene Strafe — Gefängnis nicht unter zwei Monaten — wollte in diesem Fall selbst der Staatsanwalt nicht fordern. Er billigte Hans Adam mildernde Umstände zu und beantragte: „An Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe von 10 Wochen eine Geldbuße von 500 Mark."

Adam verteidigte sich mit Notwehr. Aber auch der Richter war der Ansicht, daß der Gastwirt in seiner Verteidigung zu weit gegangen sei. Zur Feststellung, daß er keine gezielten Schüsse abgegeben habe, bemerkte der Richter, Adam hätte damit rechnen müssen, einen der Einbrecher zu treffen. Folglich habe er mit bedingtem Vorsatz gehandelt. Das Urteil: 300 Mark Geldstrafe.

Tatsächlich fordert der Notwehrparagraph 53 StGB die Abwehr eines gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriffes. Als der Gastwirt schoß, war der Angriff nicht mehr gegenwärtig gewesen.

In älteren Entscheidungen hatte das Reichsgericht Notwehr auch dann zugestanden, wenn man dem flüchtenden Dieb die Beute abnehmen will. Es vertrat dabei die Meinung, daß der Angriff noch fortdauert und sich sogar vergrößert, je weiter sich der Dieb mit der Beute entfernt.

Im Falle Hans Adam war von Beuteabnehmen aber nicht die Rede. Die Einbrecher hatten gar keine Beute gemacht. Deshalb hat der Pächter gegen das Urteil auch nichts einzuwenden. Er fürchtet nur Konsequenzen, die ihm schon angedroht wurden.

Der Einbrecher Erwin Köppler, der im Strafverfahren gegen Adam ausnahmsweise nicht als Angeklagter, sondern als Zeuge im Gerichtssaal saß, hat Schadenersatzforderungen in Höhe von 3000 DM angemeldet. Gestützt auf das Strafurteil, will er gegen Adam jetzt zivilgerichtlich klagen.

Im Zivilprozeß dürften ihm wahrscheinlich die Bestimmungen des § 254 BGB entgegengehalten werden. Danach hängt die Verpflichtung zum Schadenersatz davon ab, wie weit dem Geschädigten eigenes Verschulden trifft.

Dem im Gefängnis sitzenden Erwin Köppler müßte eigentlich klar sein, daß er nicht zu Schaden gekommen wäre, wenn er sich nicht auf fremden Besitz begeben hätte. Er hat nicht nur den Freiheitsentzug, sondern auch seine Schußverletzung selbst verschuldet.

ENDE

Alistair MacLean, der Autor, den die Welt liest, schrieb:

Nacht ohne Ende

Der große Roman um dreizehn Menschen, die im ewigen Eis der Arktis um ihr Leben kämpfen

Es war mitten in der Nacht, als sie das fremde Flugzeug hörten. Aber das besagte nichts: hier war immer Nacht — hier in dieser Station des Geophysikalischen Jahres in der Eiswüste Grönlands, fünfhundert Kilometer von der nächsten menschlichen Behausung entfernt. Und es war ein Wunder, daß die Maschine und eine Handvoll Menschen die dramatische Notlandung überstanden — ein Wunder, oder ein Rätsel ...

Aber gerettet waren sie damit nicht. Hier würden sie allesamt verhungern — die dreiköpfige Besatzung der kleinen Station und ihre unfreiwilligen Gäste. Rettung gab es nur in Uplavnik, dem Stützpunkt an der Küste. Mit einem alten, ausgedienten Traktor brachen sie auf, nur Joss, der Funker, blieb zurück.

„Eine merkwürdige Gesellschaft", dachte Dr. Mason, der Leiter der Station, verzweifelt, „habe ich hier auf dem Hals: einen Firmenchef, einen Pfarrer, eine Operettendiva, einen Boxer und seinen Manager, eine Londoner Gesellschaftsdame mit deutschem Dienstmädchen, einen US-Senator, die Stewardeß, den schweigsamen Mr. Mahler — und zwei unter ihnen sind Mörder ..."

Diese Erkenntnis traf Dr. Mason wie ein elektrischer Schlag. Er hatte im Flugzeugwrack den toten Flugkapitän und Oberst Harrison, den toten Passagier, untersucht. Beide hatten Schußwunden. Mason wußte jetzt: die Notlandung war erzwungen. Und auf das Konto der Mörder kam auch die Zerstörung des Funkgeräts, der einzigen Verbindung der Station mit der Welt, kam der gewaltsame Tod des zweiten Piloten und kam der geheimnisvolle, unerklärliche Diebstahl der Zuckervorräte ...

Würden sie je nach Uplavnik kommen? Einer belauerte den anderen: jeder konnte der Mörder sein. Und Mason belauerte sie alle. Warum war Mr. Mahler zusammengezuckt, als vom Zuckerdiebstahl die Rede war? Mason nahm sich den schweigsamen Herrn vor. Der erzählte ihm seine Geschichte, die erschütternde Geschichte eines jüdischen Flüchtlings — und Mason glaubte ihm kein Wort. „Sparen Sie diese Glanznummer fürs Gericht, Mahler", sagte er, „ich möchte nur Ihre Waffe haben ..."

★

„Meine Waffe?" Mahler hatte langsam die Hände erhoben, bis sie in gleicher Höhe mit seiner Schulter waren, und seine Stimme schwankte ein wenig. „Ich — ich verstehe nicht, Doktor Mason. Ich besitze keine Waffe."

„Natürlich nicht." Ich riß den Lauf der Beretta hoch, um meinen Worten Nachdruck zu verleihen. „Drehen Sie sich um."

„Was haben Sie vor? Sie begehen einen ..."

„Drehen Sie sich um!"

Er gehorchte. Ich trat zwei Schritte vor, stieß ihm die Mündung der Pistole nicht allzu sanft ins Kreuz und begann ihn mit meiner freien Hand zu durchsuchen.

Er hatte zwei Mäntel, ein Jackett, mehrere Pullover und Schals, zwei Hosen und einige Garnituren Unterwäsche an: Ihn zu durchsuchen war leichter gesagt als getan. Ich brauchte eine volle Minute, um mich zu überzeugen, daß er keinerlei Waffen bei sich trug. Ich trat zurück. Langsam drehte er sich zu mir um.

„Hoffentlich sind Sie jetzt restlos zufrieden, Doktor Mason."

„Wir wollen sehen — ich verfüge über alle Beweise." Dann senkte ich die Lampe nach unten und beleuchtete die Handvoll Zucker, die ich aus der Tasche des unteren Mantels hervorgeholt hatte: Jede dieser Taschen enthielt etwas über ein Pfund. „Möchten Sie mir erklären, Mr. Mahler, wo Sie das herhaben?"

„Das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen." Seine Stimme klang ganz leise. „Ich habe den Zucker gestohlen, Doktor Mason."

„Freilich. Eine merkwürdige Nebenbeschäftigung. Sie hatten Pech, Mahler, daß ich Sie gerade ansah, als der Zuckerdiebstahl dort in der Unterkunft zum erstenmal erwähnt wurde. Sie hatten ebenfalls Pech, als wir jetzt Kaffee tranken: Es war so dunkel, daß ich schnell einen Schluck aus Ihrer Tasse tun konnte, ohne daß Sie es merkten. Der Kaffee war so stark gesüßt, daß ich ihn kaum hinunterkriegen konnte. Sonderbar, nicht wahr, Mahler, daß eine solche Bagatelle wie ein momentaner Impuls — die Gier — alles über den Haufen werfen kann? Aber ich glaube, daß es immer so zugeht: Den großen Verbrecher bringen nicht die großen Fehler zu Fall, weil er keine begeht. Hätten Sie den Zucker in Ruhe gelassen, als Sie die Radio-Röhren zerbrachen, wäre ich nie dahintergekommen. Wo haben Sie denn übrigens den restlichen Zucker hingetan? In Ihren Koffer? Oder haben Sie ihn ganz einfach weggeworfen?"

„Sie irren sich sehr, Doktor Mason." Mahlers Stimme klang jetzt fest, und ich konnte keine Spur von Besorgnis oder Schuldgefühl in ihr entdecken. Aber ich war bereits weit über das naive Stadium hinaus, in dem ich erwartet hatte, etwas Derartiges entdecken zu können. „Ich habe die Röhren nicht angerührt. Und abgesehen von der kleinen Menge, die ich an mich nahm, habe ich den Zuckersack unversehrt zurückgelassen."

„Selbstverständlich, selbstverständlich." Ich fuchtelte ein wenig mit der Beretta. „Zurück zum Traktor, mein Freund. Schauen wir uns Ihr Köfferchen an."

„Nein!"

„Sind Sie verrückt?" schnauzte ich ihn an. „Ich bin bewaffnet, Mahler. Glauben Sie mir — ich werde nicht zögern, meine Waffe anzuwenden."

„Das glaube ich Ihnen. Ich glaube, Sie könnten im Notfall sehr rücksichtslos sein. Ach, ich bezweifle nicht, daß Sie hart sind, Doktor — und außerdem eigensinnig, impulsiv, nicht sehr schlau! Aber ich respektiere Ihre tüchtige und uneigennützige Handlungsweise in einer peinlichen, häßlichen Situation, an der Sie in keiner Weise schuld sind. Deshalb möchte ich nicht, daß Sie sich vor allen Leuten lächerlich machen." Er langte mit der rechten Hand nach seinem Rockaufschlag. „Ich will Ihnen etwas zeigen."

Meine Hand zuckte, aber es war eine überflüssige Geste. Mahlers Bewegungen waren gemächlich. Ruhig und gelassen schob er die Hand unter den Mantel, ebenso ruhig und gelassen brachte er sie wieder zum Vorschein und reichte mir eine Karte in einem Lederfutteral. Ich trat einige Schritte zurück, klappte die Hülle auf und warf einen Blick auf die Karte.

Dieser eine Blick genügte — oder hätte genügen müssen. Ich hatte solche Karten schon Dutzende Male gesehen, aber diese hier starrte ich an, als wäre sie mir etwas ganz Neues. Und es war auch ein völlig neuer Faktor, der alle meine vorgefaßten Meinungen über den Haufen warf. Ich brauchte Zeit, um mich neu zu orientieren, um die Zusammenhänge zu begreifen, um die jetzt berufliche Angst zu ersticken, die der neugewonnenen Einsicht folgte. Dann klappte ich langsam das Futteral zu, zog die Schneemaske herunter, trat dicht an Mahler heran und lockerte auch seine Maske. Im grellen Schein der Lampe war sein Gesicht bläulichweiß vor Kälte, und ich sah, wie die Kinnbackenmuskeln hervortraten, weil er die Zähne zusammenbiß, damit sie nicht hemmungslos gegeneinanderschlugen.

„Atmen Sie aus", sagte ich.

Er gehorchte. Unverkennbar, durchaus unverkennbar. Der süßliche Aceton-Atem eines fortgeschrittenen und seit einiger Zeit nicht behandelten Diabetikers läßt sich mit nichts anderem ver-

Fortsetzung übernächste Seite

...weil jedes Haar anders ist!

SCHWARZKOPF SPEZIAL SHAMPOOS
geben Ihrem Haar, was gerade *Ihr* Haar braucht

Ihr Haar hat Vorzüge, die Sie pflegen, und kleine Schwächen, die Sie beseitigen wollen. Wozu Ihr Haar auch immer neigt - ob Schuppen Sie stören, ob es leicht zu fettig wird oder zu trocken - jetzt gibt es auch für Ihr Haar das passende Schwarzkopf SPEZIAL-Shampoo. Bei regelmäßiger Pflege mit „Ihrem" Shampoo können Sie Ihrem Haar nun das geben, was Ihr Haar braucht. Die Schwarzkopf-Haarforscher haben die ideale Kombination für jedes Haar geschaffen: milde Substanz - spezielle Waschvorteile - natürliche Wirkstoffe. Jetzt können Sie Ihr Haar öfter waschen, denn jede Haarwäsche mit „Ihrem" SPEZIAL-Shampoo wirkt wohltuend durch seine Milde und erweckt die speziellen Vorzüge Ihres Haares zu neuer jugendlicher Schönheit.



Plastik-Tuben zu DM 0.40, 1.25, 1.85

In Ihrem Fachgeschäft werden Sie richtig beraten!

2-57



Fettiges Haar?
Schuld an strähnigem Haar ist die Überproduktion der Talgdrüsen. Das neue Shampoo gegen fettiges Haar enthält milde Kräuter-Extrakte und bewahrt das Haar vor raschem Nachfetten: Schwarzkopf SPEZIAL - Shampoo



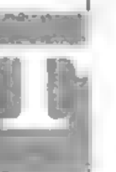


Schuppen?
Das neue SPEZIAL-Shampoo mit dem hochaktiven Antischuppen-Faktor Thiohorn sorgt dafür, daß die Kopfhaut besser durchblutet wird; es wirkt gegen Schuppen und Kopfjucken: Schwarzkopf SPEZIAL - Shampoo





Trockenes Haar?
Geschmeidigkeit und schönen Glanz gewinnt das Haar durch natürliche Fettstoffe. Deshalb entwickelte Schwarzkopf für trockenes und normales Haar ein Shampoo mit aktiviertem Lanolin: Schwarzkopf SPEZIAL - Shampoo



SCHWARZKOPF SPEZIAL SHAMPOOS
...weil jedes Haar anders ist!





Nacht ohne Ende

wechseln. Wortlos gab ich ihm die Karte zurück und steckte die Pistole in die Tasche meiner Parka.

Schließlich sagte ich ruhig: „Wie lange sind Sie schon zuckerkrank, Mr. Mahler?"

„Seit dreißig Jahren."

„Ziemlich weit vorgeschritten?" Wenn es sich darum handelt, mit einem Menschen über seine Krankheit zu sprechen, habe ich wenig für jene berufsmäßige Zurückhaltung übrig, die viele meiner Kollegen bevorzugen. Außerdem hat der durchschnittliche Diabetiker in vorgerückten Jahren dieses Alter nur deshalb erreicht, weil er intelligent genug war, die diätischen und medizinischen Vorschriften zu beachten. Deshalb ist er meistens über sein Leiden gut informiert.

„Mein Arzt würde Ihnen recht geben." Ich sah das Lächeln auf seinem Gesicht, als er die Maske hochschob. Es war nicht sehr heiter. „Genauso wie ich."

„Zweimal täglich eine Spritze?"

„Zweimal. Vor dem Frühstück und am Abend."

„Haben Sie denn keine Spritze bei sich und '

Er unterbrach mich. „Normalerweise ja. Diesmal aber nicht. Der Flugarzt in Gander gab mir eine Injektion, und da ich für gewöhnlich ein paar überfällige Stunden ohne schlimme Folgen ertragen kann, wollte ich warten, bis wir in London wären." Er klopfte sich auf die Brusttasche. „Diese Karte gilt überall.

„Außer in der Eiswüste Grönlands", sagte ich bitter. „Aber Sie haben ja nicht mit dieser Zwischenlandung gerechnet. Was für eine Diät hat man Ihnen verschrieben?"

„Viel Eiweiß, viel Stärke

„Daher der Zucker?" Ich blickte auf die weißen Kristalle hinunter, die ich noch mit meinem linken Fäustling festhielt.

„Nein." Er zuckte die Achseln. „Aber ich weiß, daß man Zucker anwendet, um einen Komazustand zu behandeln. Ich dachte mir, wenn ich mich ordentlich vollstopfte ... Auf jeden Fall wissen Sie jetzt, warum ich zum Dieb geworden bin."

„Ja, jetzt weiß ich es. Entschuldigen Sie mein brüskes Auftreten, aber Sie müssen zugeben, daß es gerechtfertigt war. Warum zum Teufel haben Sie mich nicht schon früher informiert? Sie wissen doch, daß ich Arzt bin.'

„Wahrscheinlich hätte ich es Ihnen früher oder später sagen müssen. Aber Sie haben genug eigene Sorgen Außerdem hielt ich es nicht für wahrscheinlich, daß sich in Ihrem Arzneimittelvorrat Insulin befindet."

„Es wäre überflüssig. Jeder von uns wird, bevor er eine Expedition antritt, gründlich untersucht, und Zuckerkrankheit entsteht kaum über Nacht ... Ich muß sagen, Sie nehmen das alles sehr gelassen hin, Mr. Mahler. Kommen Sie, kehren wir zum Traktor zurück!"

Eine Minute später waren wir wieder dort. Ich schob die Plane zur Seite. Sogleich bildete sich eine dicke, weiße, undurchsichtige Wolke, weil die verhältnismäßig warme Luft im Innern sich mit der arktischen Kaltluft vermischte. Ich verscheuchte den Dunst mit der Hand und blickte hinein. Sie saßen noch immer beim Kaffee — das war das einzige, das wir in reichlichen Mengen besaßen.

Ich konnte mir kaum vorstellen, daß wir nur ein paar Minuten weggewesen waren.

„Beeilt euch jetzt", sagte ich unvermittelt. „In fünf Minuten geht es weiter. Jackstraw, wollen Sie bitte den Motor wieder anlassen, bevor er richtig kalt wird."

„Weiter?" Es war fast unvermeidlich, daß der Protest aus Mrs. Dansby-Greggs Munde kam. „Mein lieber Mann, wir haben kaum erst haltgemacht. Und noch vor wenigen Minuten haben Sie uns einen dreistündigen Schlaf versprochen."

„Das war vor wenigen Minuten. Bevor ich über Mr. Mahlers Zustand unterrichtet wurde." Schnell berichtete ich, was sie meiner Meinung nach wissen mußten. „Es klingt brutal, das alles in Mr. Mahlers Anwesenheit zu sagen", fuhr ich fort, „aber die Tatsachen selber sind brutal. Die Personen, die die Flugkatastrophe verursacht — und, in zweiter Linie, den Zucker gestohlen haben —, haben damit Mr. Mahlers Leben aufs äußerste gefährdet. Normalerweise können ihn nur zwei Dinge retten — kurzfristig eine richtig ausgewogene, kalorienreiche Diät, auf die Dauer Insulin. Beides fehlt uns. Wir können Mr. Mahler lediglich die Chance bieten, mit aller menschenmöglichen Schnelligkeit das eine oder andere zu erreichen. Von nun an bis zu dem Augenblick, wo die Küste auftaucht, wird der Motor des Traktors nur dann stillstehen, wenn er sich völlig festfährt, wenn wir in einen nicht zu bewältigenden Blizzard geraten — oder wenn der letzte Fahrer über dem Steuer zusammenbricht. Hat jemand etwas dagegen einzuwenden?"

Es war eine dumme, überflüssige, unnötig streitsüchtige Frage, aber im Augenblick war mir eben nicht anders zumute. Ich glaube, ein Protest wäre mir recht gewesen, damit ich ein Opfer gehabt hätte, um an ihm meine Wut auszulassen: die Wut, die sich nur gegen die Personen richten konnte, die auch diese neue Tragödie verschuldet hatten — die Wut darüber, daß ohne Rücksicht auf unsere Bemühungen jeder Versuch, Mahler zu retten, fast mit Sicherheit in dem unausweichlichen Augenblick würde scheitern müssen, da die Mörder ihre Karten auf den Tisch legten. Einen irren Moment lang spielte ich mit dem Gedanken, sie alle zu fesseln, sie innen an die Karosserie anzubinden, so daß sie sich nicht mehr rühren könnten. Wären die Voraussetzungen dafür dagewesen — ich glaube, ich hätte es getan. Aber die Voraussetzungen konnten nicht hoffnungsloser sein. In dieser bitteren Kälte würde ein an Händen und Füßen gefesselter Mensch keine zwei Stunden am Leben bleiben.

Niemand protestierte. Vor allem, nahm ich an, waren sie viel zu durchfroren, viel zu müde, zu hungrig und durstig, um Einwände zu erheben. Leute, die mit der Arktis nicht vertraut waren, mußten den Eindruck haben, daß der Höhepunkt ihrer Leiden erreicht sei, daß es nicht mehr schlimmer werden könne. Ich hoffte, es würde möglichst viel Zeit verstreichen, bevor sie entdeckten, wie sehr sie sich irrten.

Es gab keine Einwände, aber zwei Vorschläge. Beide stammten von Nick Corazzini.

„Hören Sie zu, Doktor — die Diät, die Mr. Mahler braucht! Vielleicht können wir sie nicht ausbalancieren, aber wir können zumindest dafür sorgen, daß er eine ordentliche Kalorienmenge bekommt — wenn ich auch nicht weiß, wie man die verdammten Dinger berechnet. Verdoppeln wir doch seine Ration. Nein, das würde nicht einmal einen anständigen Spatzen am Leben erhalten. Wie denn, wenn wir anderen je auf ein Viertel der Ration verzichten? Auf diese Weise würde Mr. Mahler ungefähr das Vierfache bekommen ..."

„Nein, nein!" entgegnete Mahler. „Besten Dank, Mr. Corazzini, aber ich kann nicht zulassen ..."

Ich unterbrach ihn. „Eine ausgezeichnete Idee. Ich habe auch schon daran gedacht."

„Schön." Corazzini lächelte. „Einstimmig angenommen. Ich meine außerdem, wir würden schneller vorwärtskommen, wenn, sagen wir, Mr. Zagero und ich euch beide auf dem Traktor ablösen würden." Er hob die Hand, wie um einen Protest zuvorzukommen. „Jeder von uns könnte der Mann sein, den Sie suchen, ja, wir könnten die beiden sein, die Sie suchen — falls es zwei Personen sind. Aber wenn ich der Mörder bin und nichts von der Arktis, von Navigation und der Instandhaltung dieses erbärmlichen Traktors verstehe und eine Gletscherspalte erst dann entdecken würde, wenn ich hineingefallen bin, dann ist es so klar wie Tinte, daß ich nicht eher ausbrechen werde, als bis die Küste in Rufweite ist. Einverstanden?"

„Einverstanden", sagte ich. Ich hatte das Wort kaum ausgesprochen, da hörten wir das rasselnde Husten des noch warmen Motors, den Jackstraw ins Leben zurückzulocken begann. Ich blickte zu Corazzini hinauf. „Gut", fuhr ich fort. „Kommen Sie herunter und nehmen Sie gleich Ihre erste Unterrichtsstunde."

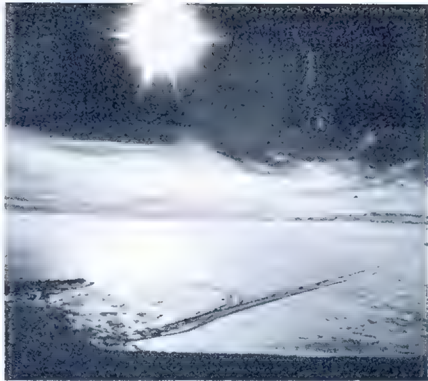
★

Um halb acht Uhr morgens fuhren wir weiter, unter geradezu idealen Fahrtbedingungen. Nicht der leiseste Windhauch regte sich, und das tiefe Schwarzblau des Himmelsgewölbes wurde auch nicht durch das winzigste Wölkchen gestört. Die Sterne waren seltsam fern, bleich und glitzernd und unwirklich hinter dem Gazeschleier der funkelnden Eisnadeln, welche die Luft erfüllten und lautlos auf den gefrorenen Schnee herabsiebten. Trotzdem hätte man sich keine bessere Sicht wünschen können. Die kräftigen Scheinwerfer des Traktors, die eine Million sprühender Funken aus den Eisnadeln schlugen, reichten klare dreihundert Meter weit ins Dunkel hinaus, während das Gelände zu beiden Seiten der ineinandergleitenden Zwillingsstrahlen in undurchdringliche Finsternis gehüllt war. Die Kälte nahm von Stunde zu Stunde zu. Aber dem Traktor schien sie an diesem Morgen gut zu bekommen.

Wir hatten fast von Anfang an Glück. Kaum waren wir fünfzehn Minuten unterwegs, da erschien Balto, der wie immer frei umherlief, von Südwest her aus dem Dunkel, sprang neben dem Hundeschlitten her und bellte, um Jackstraws Aufmerksamkeit zu erregen. Jackstraw gab uns das Zeichen, anzuhalten — ein schnelles Blinken mit dem roten und dem grünen Licht auf dem Instrumentenbrett des Traktors. Zwei Minuten später kehrte er aus der Finsternis zurück, um uns lächelnd mitzuteilen, Balto habe einen aufrechtstehenden Pfeilwimpel gefunden. Das war eine erfreuliche Nachricht: wir hatten also nachts unsere Route gut eingehalten und waren fast haargenau auf dem richtigen Kurs. Noch erfreulicher aber war, daß, wenn diese Flagge die erste in einer längeren Kette war, wir auf den Navigator auf dem Hundeschlitten verzichten und daß Jackstraw und ich uns ein wenig Schlaf gönnen konnten — falls es möglich war, in dieser erbärmlichen Kälte und in der schaukelnden Karosserie ein Auge zuzutun. Tatsächlich erwies sich die Flagge als die erste in einer fast ununterbrochenen Reihe, die uns den ganzen endlosen Tag hindurch als Wegweiser diente, so daß von acht Uhr morgens an Jackstraw, Zagero, Corazzini und ich einander am Steuer ablösten, während der Senator, Seine Hochwürden oder Solly Levin vorne als Ausguck saß. Ihre Aufgabe war vermutlich die frostigste, sicherlich die unerfreulichste, aber alle drei ertrugen es, ohne zu klagen. Selbst die Qualen des Auftauens nach Schluß jeder Dienststunde entlockten ihnen keinen Laut.

Kurz vor acht überließ ich den jetzt sichtlich mit dem Traktor vertrauten Corazzini seinem eigenen Gutdünken, begab mich in den Schutz der Karosserie und ersuchte den Senator, sich vorne hinzusetzen. Dann ging ich daran, die allerstrengste Vorschrift zu übertreten, die es für ein so altes Vehikel gibt: niemals während der Fahrt im Inneren Feuer zu machen. Aber auch die strengsten Vorschriften sind nur so lange zu beachten, bis die Notwendigkeit, gegen sie zu verstoßen, alles andere überragt. Nun war die Notwendigkeit und der Zeitpunkt gegeben. Meine Sorge galt nicht dem Wohlbefinden der Passagiere oder auch nur dem Kochen der Mahlzeit — wir hatten, weiß Gott, wenig Essen zuzubereiten —, sondern einfach nur dem Leben Theodore Mahlers.

Auch wenn wir Corazzinis Vorschlag befolgten, konnten wir ihm keine aus-



Nacht ohne Ende

reichende Nahrung bieten, und das Vorhandene würde nicht im entferntesten an eine ausgewogene Diät heranreichen. Die einzige Aussicht für ihn, am Leben zu bleiben — und auch sie war klein genug — lag darin, mit seinen Kraftreserven hauszuhalten. Jede Art von Arbeit, selbst die geringste Anstrengung, mußte vermieden werden. Er mußte möglichst still liegen. Deshalb veranlaßte ich ihn, in einen Schlafsack zu kriechen und sich in einer der Kojen zu legen, in zwei dicke Decken gehüllt. Ohne Arbeit oder Bewegung würde er jedoch die lähmende Kälte nicht bekämpfen können. Deshalb mußte er Wärme haben — Ofenhitze und warme Getränke, die Margaret Ross auf meine Weisung hin ihm mindestens alle zwei Stunden zu verabreichen hatte. Mahler protestierte energisch gegen all das, war aber gleichzeitig klug genug, um zu wissen, daß er mir gehorchen mußte, wenn er eine Chance haben wollte, mit dem Leben davonzukommen. Ich glaube aber, der Hauptgrund, der ihn schließlich bewog, nachzugeben, waren nicht so sehr meine medizinischen Erläuterungen, sondern der Druck der öffentlichen Meinung.

Daß sämtliche Passagiere plötzlich und so nachdrücklich um Theodore Mahlers Wohl besorgt waren, erschien auf den ersten Blick unerklärlich. Aber nur auf den ersten: Man brauchte nicht sehr tief zu schürfen, um zu entdecken, daß das eigentliche Motiv nicht selbstlose Nächstenliebe war — obgleich auch das mitgespielt haben mag —, sondern reiner Eigennutz. Mahler war für sie nicht so sehr ein leidender Mensch, sondern eine höchst willkommene Ablenkung von den eigenen Gedanken und Vermutungen, von der Spannung, von dem Argwohn, der in den letzten zwölf Stunden seine Schatten über sie ausgebreitet hatte.

Dieser Argwohn, diese erzwungene Zurückhaltung hatte, ganz abgesehen von der peinlichen und ungemütlichen Atmosphäre, außerdem auch noch dazu geführt, die Schar der Passagiere in winzige Grüppchen aufzuspalten.

Marie LeGarde und Margaret Ross, die beide wußten, daß die Partnerin keinem Verdacht ausgesetzt war, steckten meist beisammen und unterhielten sich nur miteinander. Ebenso Zagero und Solly Levin und — obwohl einem das noch vor vierundzwanzig Stunden lachhaft unwahrscheinlich erschienen wäre — Mrs. Dansby-Gregg und ihr Mädchen Helene. Was Corazzini, den Pfarrer, den Senator und Theodore Mahler betraf, so war jeder meistens für sich allein.

Unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß sie einen durchaus harmlosen Gegenstand des Interesses und Gesprächs freudig begrüßten, als einen Anlaß, der die kalte und unbehagliche Atmosphäre wenn auch noch so geringfügig verbessern und die häßlichen Gedanken in erträglichere Bahnen lenken würde. Theodore Mahler versprach, der bestbetreute Patient zu werden, den ich je gehabt hatte.

Ich hatte soeben den Ölofen in Gang gebracht, als Zagero von seinem Platz an der hinteren Plane aus mich zu sich rief.

„Draußen geht etwas Sonderbares vor sich, Doktor. Sie müssen herkommen und es sich ansehen."

Ich sah es mir an. In weiter Ferne, gegen Nordwest zu, und hoch über dem Horizont stieg eine gewaltige, diffuse und formlose Leuchtmasse auf, die sich beinahe über ein Viertel der dunklen Himmelskuppel erstreckte. Sie schwoll an und ab, immer an und ab, wurde von Minute zu Minute stärker und intensiver und kletterte immer höher empor. Zuerst ähnelte es mehr einem Wetterleuchten, bald aber begann es schärfere Umrisse anzunehmen, und matte Farben ordneten sich zu bestimmten Mustern.

„Die Aurora, Mr. Zagero", sagte ich. „Das Nordlicht. Sehen Sie es zum erstenmal?"

Er nickte. „Ein erstaunlicher Anblick, wie?"

„Das da? Das ist noch gar nichts. Es fängt grade erst an. Man nennt das eine ‚Draperie'. Es gibt alle möglichen Arten — Strahlen, Bänder, Koronas, Bögen und so weiter —, aber das ist eine Draperie. Die schönste Variante."

„Kommt das oft vor, Doktor?"

„Alle Tage, tagelang hintereinander, wenn das Wetter so ist wie jetzt — kalt, klar und windstill. Ob Sie es glauben oder nicht, man kann sich so sehr daran gewöhnen, daß man sich nicht einmal mehr die Mühe macht, hinzuschauen."

„Das glaube ich nicht. Es ist erstaunlich!" wiederholte er. „Einfach erstaunlich. Sie sagen, man bekommt es satt? Hoffentlich sehen wir es jeden Tag." Er lächelte. „Sie brauchen ja nicht hinzuschauen, Doktor."

„In Ihrem eigenen Interesse sollten Sie sich etwas anderes wünschen", sagte ich ingrimmig.

„Nämlich?"

„Bei Nordlicht ist jede Funkverbindung hoffnungslos stillgelegt."

„Funkverbindung?" Er runzelte die Stirn. „Was haben wir denn zu verlieren, seit das Gerät in der Hütte zerschlagen ist und wir uns immer weiter von Ihren Kollegen entfernen? Sie könnten ohnedies niemanden erreichen."

„Nein — aber sobald wir uns der Küste nähern, können wir vielleicht unseren Stützpunkt in Uplavnik anfunken", erwiderte ich, und im nächsten Augenblick hätte ich mir die Zunge abbeißen mögen. Bis dahin hatte ich gar nicht daran gedacht, aber sowie mir die Worte entschlüpft waren, sah ich ein, daß ich dieses Wissen hätte für mich behalten sollen. Die Chance, daß Uplavnik zur richtigen Zeit und auf der richtigen Welle horchen würde, war recht gering, doch immerhin eine Chance. Wir hätten eine Warnung senden oder Hilfe anfordern können, lange bevor die Mörder auf den Gedanken gekommen wären, loszuschlagen. Nun aber würde Zagero, wenn er einer der Mörder war, gründlich dafür sorgen, daß unser Funkgerät kaputt sein würde, bevor wir in den Funkbereich des Stützpunktes kamen.

In meinem Kopf wuchs ein noch unbestimmter, doch ständig zunehmender Verdacht gegen Johnny Zagero heran: Aber wenn ich mir überlegte, wie triftig meine bisherigen Vermutungen gewesen waren, sagte ich mir mit einer gewissen Bitterkeit, daß dieser Verdacht eigentlich eine Gewähr für Zageros Unschuld sei.

Ich berührte Margaret Ross' Schulter.

„Ich möchte gerne ein paar Worte mit Ihnen reden, Miß Ross, wenn Sie die Kälte hier draußen nicht scheuen."

Überrascht sah sie mich an, zögerte einen Augenblick lang, nickte sodann. Ich sprang hinunter, streckte die Hand empor, um sie zu stützen, und half ihr auf den großen Schlitten hinauf, als er ein paar Sekunden später an uns vorbeikam. Eine Weile saßen wir nur so da, Seite an Seite auf einem Benzinfaß, und betrachteten das Nordlicht, während ich mir überlegte, wie ich beginnen sollte.

„Nun, Miß Ross, was halten Sie von der neuesten Wendung?"

„Mr. Mahler?" Sie hatte die Schneemaske hochgeschoben, und ich mußte mich vorbeugen, um ihre leise Stimme in dem steten Getöse des Motors zu hören. „Was soll man zu einer so furchtbaren Sache sagen? Was für eine Chance hat der Mann, Doktor Mason?"

„Ehrlich gestanden, habe ich keine Ahnung. Es sind allzu viele unberechenbare Faktoren mit im Spiel ... Wußten

Sie, daß ich ihn, nachdem ich Sie von meiner Liste gestrichen hatte, als Nummer Eins betrachtete?"

„Nein!"

„Leider ja. Ich fürchte, ich eigne mich nicht als Detektiv, Miß Ross." Ich erzählte ihr, was sich während unserer kurzen Rast zwischen Mahler und mir abgespielt hatte.

„Und jetzt sind Sie ebenso schlimm daran wie zuvor", sagte sie, als ich fertig war. „Wir können wohl nichts anderes tun, als stillzusitzen und abzuwarten, was geschieht."

„Abzuwarten, bis das Beil fällt, meinen Sie?" erwiderte ich finster. „Nicht unbedingt. Ich mache mir keine großen Hoffnungen, aber ich möchte mich doch ganz gern noch einmal an die Arbeit begeben. Aber bevor wir beginnen, müssen wir einige Fakten besitzen, von denen wir ausgehen können. An Fakten sind wir sehr knapp. Deshalb habe ich sie hierhergebeten — um zu sehen, ob Sie mir helfen können."

„Ich werde tun, was ich kann, das wissen Sie." Sie hob den Kopf, als das Nordlicht zu dem weißglühenden Höhepunkt seines Schauspiels anwuchs. Sie fröstelte heftig, als die überirdisch schöne Farbenskala den Eisnadeln am Himmel Millionen bunter, roter, grüner, gelber, goldener Lichtfunken entlockte. „Ich weiß nicht warum, aber wenn ich das sehe, friere ich noch mehr ... Ich habe Ihnen wohl alles berichtet, was ich weiß, Doktor Mason, alles, woran ich mich erinnern kann."

„Bestimmt. Aber Sie könnten etwas übersehen haben, nur weil Sie nicht wußten, daß es eine Rolle spielt. Meiner Auffassung nach sind es jetzt drei große Fragen, die wir beantworten müssen. Wie ist es zu der Notlandung gekommen? Auf welche Weise wurde der Kaffee vergiftet? Wie wurde das Funkgerät zerstört? Wenn wir etwas finden, das auch nur an eine dieser Fragen ein wenig Licht wirft, werden wir vielleicht ein gutes Stück vorangekommen sein."

Zehn frostige Minuten später waren wir noch immer weit davon entfernt, etwas Konkretes zu wissen. Ich hatte — sozusagen — Margaret Ross Schritt für Schritt von der Zollhalle, wo sie ihre Fluggäste traf, zu der Maschine begleitet, in der sie sie untergebracht, war mit ihnen nach Gander geflogen, hatte sie dort abermals die gleiche Prozedur durchmachen sehen, hatte Margaret Ross beobachtet, wie sie ihnen das Abendbrot servierte, und trotzdem nichts entdeckt. Nichts Verdächtiges, nichts Ungewöhnliches war aufgetaucht, das auch nur im entferntesten die Notlandung hätte erklären können. Dann, gerade als sie schilderte, wie sie die Mahlzeit serviert hatte, verstummte sie plötzlich. Sie wandte sich mir zu und starrte mich an.

„Was ist denn los, Miß Ross?"

„Natürlich", murmelte sie. „Natürlich! Wie dumm bin ich doch! Jetzt verstehe ich ..."

„Was verstehen Sie?" fragte ich.

„Den Kaffee. Wie es zugegangen ist. Ich hatte soeben Oberst Harrison bedient — er saß ganz hinten, deshalb kam er als letzter dran —, da rümpfte er die Nase und fragte mich, ob ich nicht Brandgeruch verspürte. Ich merkte nichts, aber ich machte irgendeinen Scherz, daß etwas auf der Wärmeplatte in der Pantry angebrannt sein könnte, und ich war gerade wieder dort angelangt, als ich den Oberst rufen hörte, und als ich hinsah, hatte er die Tür zu dem Steuerbord gelegenen Waschraum geöffnet, und Rauch kam heraus. Nicht viel, ein bißchen. Ich rief nach dem Kapitän, und er kam eiligst nach hinten, um nachzusehen, was es sei, aber es war nichts Ernsthaftes, nur ein paar brennende Papierschnitzel. Wahrscheinlich war jemand mit seiner Zigarette achtlos umgegangen."

„Und alle erhoben sich von ihren Plätzen und strömten herbei, um sich's anzuschauen?" sagte ich ingrimmig.

„Ja. Kapitän Johnson beorderte sie an ihre Plätze zurück — sie störten das Gleichgewicht der Maschine."

„Und das hielten Sie nicht für erwähnenswert, Miß Ross? Für ganz bedeutungslos?"

„Verzeihung. Ja — mir kam es unwichtig vor, ohne Zusammenhang mit den anderen Vorgängen. Das war ja viele Stunden vor der Katastrophe, deshalb ..."

„Egal. Wer hätte Gelegenheit gehabt,

Nacht ohne Ende

sich in die Pantry zu schleichen? Vermutlich jemand, der vorne saß."

„Ja. Alle drängten nach hinten . . ."

„Alle? Wer?"

„Ich weiß es nicht. Warum fragen Sie?"

„Wenn wir wissen, wer da war, könnten wir herausbekommen, wer nicht da war."

„Bedaure." Hilflos zuckte sie die Achseln. „Ich war im Augenblick ein wenig aufgeregt, dann stand Kapitän Johnson vor mir und jagte sie alle auf ihre Plätze zurück — und ich konnte nichts sehen."

„Gut." Ich ging es von einer anderen Seite an. „Das war, nehme ich an, die Herrentoilette?"

„Ja. Die Damentoilette lag an der Backbordseite."

„Können Sie sich erinnern, wer — sagen wir im Lauf der letzten Stunde — dort hineingegangen war?"

„Sind Sie der Meinung, daß der Brand absichtlich gelegt worden war?" Sie sah mich mit großen Augen an.

„Selbstverständlich. Und wir haben es offensichtlich mit abgebrühten Berufsverbrechern zu tun. Der Erfolg ihres Planes hing davon ab, daß es ihnen gelang, diesen kleinen Wirbel zu inszenieren. Glauben Sie auch nur eine Sekunde lang, daß sie es auf den bloßen Zufall eines Zigarettenstummels hätten ankommen lassen, der einige Papierschnitzel in Brand steckte — noch dazu im richtigen Augenblick?"

„Aber wie denn . . .?"

„Sehr einfach. Man besorgt sich ein kleines Plastikröhrchen, das durch eine Zwischenwand in zwei Fächer geteilt ist. In das eine Fach füllt man eine Säure, in das andere kommt eine andere, in ein Glasröhrchen eingeschlossene Säure. Nun braucht man nur das Plastikröhrchen aufzuschlitzen, das Glas zu zerbrechen und wegzugehen. Nach einer genau zu bestimmenden Zeit hat die Säure, die in dem Glasröhrchen war, sich durch die Scheidewand hindurchgefressen, begegnet der anderen Säure und entfacht ein Feuer. Das ist schon hundertmal ausprobiert worden, besonders im Krieg zu Sabotagezwecken. Wenn ein Brandstifter sich um ein lückenloses Alibi bemüht und gerne fünf Kilometer weit weg sein möchte, wenn der Brand ausbricht, ist das die ideale Lösung."

„Ja, es hat sonderbar gerochen . . ." begann sie langsam.

„Bestimmt! Können Sie sich erinnern, wer hineinging?"

„Unmöglich." Sie schüttelte den Kopf. „Ich war die meiste Zeit in der Pantry und habe das Essen hergerichtet."

„Wer saß auf den beiden vordersten Plätzen — der Pantry am nächsten?"

„Miß LeGarde und Mr. Corazzini. Leider hilft uns das wenig. Wir wissen, daß Marie LeGarde nichts damit zu tun haben kann. Und Mr. Corazzini ist der einzige Fluggast, von dem ich genau weiß, daß er vor dem Essen seinen Platz nicht verlassen hat. Kurz nach dem Start trank er einen Gin, dann knipste er die Leselampe aus, breitete eine Zeitung über den Kopf und schlief ein."

„Sicher?"

„Ganz sicher."

„Damit scheint er also ausgeschaltet zu sein", sagte ich nachdenklich. „Und die Zahl der Verdächtigen ist abermals gesunken — obwohl er einen Komplicen gehabt haben könnte, der das Säureröhrchen in die Toilette legte." Plötzlich kam mir ein für meine Verhältnisse beachtlicher Gedanke. „Sagen Sie, Miß Ross, hat jemand Sie am frühen Abend gefragt, wann gegessen wird?"

Sie blickte mich lange an, bevor sie antwortete, und dann konnte ich sogar im schwindenden Licht der Aurora ihre Augen verständnisvoll aufleuchten sehen.

„Mrs. Dansby-Gregg — das steht fest."

„Von ihr war es zu erwarten. Noch jemand?"

„Ja. Jetzt erinnere ich mich." Ihre Stimme wurde plötzlich ganz ruhig. „Oberst Harrison — aber er kommt nicht mehr in Betracht — und Mr. Zagero."

„Zagero?" In meiner Erregung beugte ich mich so weit vor, daß mein Gesicht fast ihre Wangen berührte. „Bestimmt?"

„Ganz bestimmt. Ich erinnere mich, wie er mich fragte, und ich sagte: ‚Haben Sie Hunger, Sir?' und er lächelte und sagte: ‚Meine liebe Stewardeß, ich bin immer hungrig' . . ."

„Mhm. Das ist sehr interessant."

„Sind Sie der Meinung, daß Mr. Zagero . . .?"

„Ich bin in einem Stadium angelangt, wo ich nicht mehr wage, mir eine Meinung zu bilden. Ich habe mich zu oft geirrt . . . War er in Ihrer Nähe, als das Funkgerät umfiel? Zum Beispiel hinter ihnen, als Sie aufstanden und an den Radiotisch anstießen?"

„Nein. Er stand an der Falltür. Das weiß ich genau. Könnte er . . ."

„Nein. Joss und ich haben den Vorgang rekonstruiert. Jemand hatte eine der Tischangeln umgeknickt und die andere soweit verschoben, daß sie gerade noch das Gleichgewicht behielt. Als Sie dann aufstanden, versetzte er dieser zweiten Angel einen Stoß. Von weitem. Es war eine langstielige Bürste da — aber wir legten ihr damals keine Bedeutung bei . . . Als Sie den Krach hörten, fuhren Sie herum, nicht wahr?"

Sie nickte wortlos.

„Und was haben Sie gesehen?"

„Mr. Corazzini . . ."

„Wir wissen, daß er hinzusprang", warf ich ungeduldig ein. „Aber im Hintergrund — an der Wand?"

„Dort stand jemand." Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. „Aber nein — nein, das kann nicht stimmen. Er hatte auf dem Fußboden gesessen und gedöst und war zu Tode erschrocken als . . ."

Ich unterbrach sie schroff. „Um Gottes willen — wer war es denn?"

„Solly Levin."

★

Das kurze Zwielicht der Mittagsstunde kam und ging, die Kälte nahm ständig zu, und am späten Abend hatten wir das Gefühl, unser ganzes Leben auf diesem schaukelnden, ratternden Traktor zugebracht zu haben.

Nur zweimal hielten wir an diesem endlosen Tage, um zu tanken — um vier und um acht. Diese Zeiten wählte ich deshalb, weil ich mit Joss vereinbart hatte, alle vier Stunden einen Kontaktversuch zu machen. Doch obwohl wir das Gerät draußen aufstellten, während Jackstraw die Benzinbehälter füllte, und ich fast zehn Minuten lang ununterbrochen unser Anrufzeichen durchgab, erhielten wir nicht den Schatten einer Antwort. Ich hatte nichts anderes erwartet. Selbst wenn es Joss durch ein Wunder gelungen wäre, das Gerät zu reparieren, würde die durch das Nordlicht in der Jonosphäre verursachte Störung fast mit Sicherheit jede Chance zerstört haben, eine Verbindung herzustellen. Aber ich hatte es Joss versprochen und mußte mein Versprechen halten . . .

Wir fuhren und fuhren. Ab und zu sprang einer vom Traktor hinunter und lief nebenher, um warm zu werden, aber die meisten waren so erschöpft von Schlaflosigkeit, Hunger, Kälte und dem ewigen Zwang, sich den Schaukelbewegungen des Traktors entgegenzustemmen, daß sie binnen wenigen Minuten vor Mattigkeit taumelten und einsteigen mußten. Wenn sie dann wieder oben saßen, erkaltete der durch die Anstrengung in den schweren Kleidern verursachte Schweiß eisig am Körper, und sie waren schlimmer daran als zuvor.

Ungern tat ich schließlich, was getan werden mußte, aber es ließ sich nicht vermeiden. Die Müdigkeit, die Kälte und die Schlaflosigkeit waren nicht länger zu ertragen. Als ich endlich befahl,

haltzumachen, war es zehn Minuten nach Mitternacht. Bis auf die kurzen Pausen des Tankens und Funkens waren wir siebenundzwanzig Stunden lang ununterbrochen gefahren.

Dennoch glaube ich kaum, daß in dieser Nacht jemand auch nur eine Sekunde lang geschlafen hat, denn einzuschlafen hätte bedeutet, zu erfrieren.

Eine so furchtbare Kälte hatte ich noch nie erlebt. Obwohl wir zu zwölft in einer winzigen Holzkiste zusammengepfercht waren, die eigentlich für höchstens fünf Schläfer gebaut war, obwohl das Ölfeuer die ganze Nacht in den Schornstein hinaufprasselte und wir uns mit je zwei Tassen brühheißen Kaffees erwärmt hatten, machten wir in diesen finsteren Stunden gräßliche Qualen durch. Das Zähneklappern, der Veitstanz krampfgeschüttelter Glieder, die gegen die dünnen Wände klopften, das ständige Reiben, wenn dieser oder jener Leben in ein erfrorenes Gesicht, in einen Arm oder Fuß bringen wollte — das waren die Geräusche, die nie aufhörten. Wie die alte Marie LeGarde und der kranke Mahler diese Nacht überlebten, war unbegreiflich.

Aber sie überlebten sie, denn als ich einen Blick auf die Leuchtziffern meiner Armbanduhr warf und sah, daß es fast schon vier war, waren sie beide wach, sowie ich die kleine Deckenlampe anknipste.

„Schlaflosigkeit, Doktor?" Das war Corazzini. Seine Zähne klapperten zwischen den Worten. „Oder hatten Sie nur vergessen, Ihre elektrische Wärmedecke einzuschalten?"

„Ich bin eben ein Frühaufsteher, Mr. Corazzini." Ich ließ den Blick über die Runde der hageren, verquälten Gesichter wandern. „Hat überhaupt jemand geschlafen?"

Von allen Seiten her antwortete mir ein stummes Kopfschütteln.

„Dürfte noch jemand einschlafen?" Wieder das Kopfschütteln.

„Damit ist die Frage entschieden." Ich rappelte mich hoch. „Es ist erst vier, aber wenn wir schon erfrieren müssen, können wir das auch unterwegs besorgen. Außerdem: Noch ein paar Stunden in dieser Temperatur, und der Traktormotor wird nicht mehr anzukurbeln sein. Was meinen Sie, Jackstraw?"

„Ich hole die Lötlampen", lautete seine Antwort. Und er verschwand durch die Leinenplane. Fast unmittelbar darauf hörte ich ihn draußen in der kalten Luft heftig husten. Zwischen den einzelnen Hustenanfällen war deutlich das dürre Knistern seines Atems zu hören, als die Feuchtigkeit sich kondensierte, gefror und von der kaum merkbaren Brise davongetragen wurde.

Corazzini und ich folgten ihm. Nun würgten auch wir und rangen nach Atem, als die Gletscherkälte uns brennend in Kehle und Lungen fuhr. Wir rückten die Masken und Brillen zurecht, bis auch nicht ein Millimeter nacktes Fleisch entblößt war. Neben der Führerhütte holte ich meine Stablampe hervor, warf einen Blick auf das Alkoholthermometer — gewöhnliches Quecksilber gefriert bei minus 39 Grad Celsius —, und ich traute meinen Augen nicht. Der rote Sprit in dem Glasrohr war bis auf einen Zoll an die Kugel hinabgerutscht und stand nun auf fast 60 Grad unter Null: Immer noch bedeutend weniger als Wegeners 65 Grad Celsius und bei weitem nicht so schlimm wie die unglaublichen 87 Grad, welche die Russen in der Antarktis verzeichnet hatten, aber trotzdem die niedrigste Temperatur, die mir je begegnet war.

Und daß das gerade jetzt passieren mußte — jetzt, dreihundert Kilometer von der nächsten menschlichen Behausung entfernt, jetzt, da Jackstraw und ich zwei Mörder, einen wahrscheinlich im Sterben liegenden Patienten, sieben weitere Passagiere, deren Kräfte durch Kälte, Erschöpfung und Nahrungsmangel rapide aufgezehrt wurden, auf dem Halse hatten — und einen veralteten Traktor, der jeden Augenblick zusammenzubrechen drohte.

Es dauerte nur eine Stunde und ich sah mich veranlaßt, den letzten Posten der Bilanz zu revidieren: Denn der Traktor war bereits zusammengebrochen ...

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE

Eine Idee bricht sich Bahn in ganz Europa: Familienurlaub im eigenen Hotel-Appartement

Wintersport von der eigenen Wohnung aus. Das ist ein Traum, der Wirklichkeit wurde. Seit das Eurotel-System besteht, legen viele Deutsche und andere urlaubsfreudige Europäer ihre Ersparnisse im eigenen Ferienheim an und verdienen dabei noch. Wie hier im 1900 Meter hohen Seiser-Alm-Eurotel, in der Nähe von Bozen



Ein großartiges Gespür für die erholsame Landschaft haben die Eurotel-Erbauer. Die Gäste in diesen Häusern wohnen auf der Saiser Alm in ihren eigenen vier Wänden. Auch ein Stück der Sonnenterrasse gehört ihnen

Tags Erholung, abends Frohsinn. Wer nur seiner Gesundheit leben will, wohnt im Eurotel so erquickend wie im Sanatorium. Wer Gesellschaft sucht, findet sie bei Tanz, Spiel oder beim Umtrunk in den unteren Räumen



Das Eigenheim im Eurotel

REVUE-Bericht von Bruno Waske (Foto) und Horst Beloch (Text)

Ingrid breitete die Autokarte vor sich aus. Seit Hamburg schon hatte sie vergeblich versucht, das Ziel ihrer Reise zu erfahren. Aber Klaus Schrader lächelte nur immer seine junge Frau an und wehrte alle Fragen ab: „Das ist doch eine Fahrt ins Blaue. Du sollst dich überraschen lassen!"

Es sollte genug Überraschungen geben. Klaus Schrader, Elektro-Ingenieur aus Ham-

Fortsetzung übernächste Seite

Das Eigenheim im Eurotel

burg, hatte entschlossen zugepackt. Er hatte alle seine Ersparnisse in dieses Unternehmen gesteckt.

★

Eine Nacht in München unterbrach die Fahrt. Dann ging es über den Brenner nach Südtirol. In Meran, vor einem riesigen Hotelkasten, hielt der Wagen. Klaus öffnete die Wagentür. Zögernd setzte Inge ihren Fuß aufs Pflaster. Da zog Klaus sie mit Schwung heraus, bot ihr den Arm und betrat mit ihr die weitflächige, elegante Halle des Eurotels in Meran.

„Ist das dein Ernst?" fragte Ingrid ein bißchen unbehaglich. „Kostet das nicht zuviel? Wir übernehmen uns doch!" Am liebsten wäre Ingrid Schrader wieder umgekehrt. Aber Klaus schnitt ihr das Wort ab, führte sie in das Appartement, das er gekauft hatte, und sagte: „Erst mal auspacken. Alles andere erkläre ich dir später."

Für Frau Schrader gab es jetzt eine Überraschung nach der anderen. Der Eurotel-Gast kommt in eine vollständig eingerichtete Wohnung. Die Schränke im Wohnschlafraum und in der kleinen Küche enthalten alles, was zur Haushaltführung gehört: Geschirr und Bestecke, Bett- und Tischwäsche. Die Betten sind tagsüber in die Wand eingeklappt. Ein Griff genügt, sie mit Nachttisch und Leselampe in den Raum zu kippen. Morgens erfrischt sich der Eurotel-Bewohner im eigenen Wannen- oder Duschbad.

Dabei bietet ihm das Eurotel zusätzlich die Bequemlichkeit eines modernen Hotels. Denn je nach Brieftascheninhalt und eigenem Geschmack ißt man aus der Küche des Hauses oder kocht selbst. Ohne Furcht vor indiskreten Blicken kann man den Morgenkaffee noch im Schlafanzug trinken. Denn aus dem Flur führt in jedes der Appartements eine Durchreiche, groß genug, um ihren Zweck zu erfüllen, klein genug, dem Kellner den Einblick in die Wohnung zu verwehren.

Die Zutaten für das Mittagessen kauft die sparsame Hausfrau gleich im Haus. Im Erdgeschoß befinden sich Läden, die von der neuen Frisur über den Rollfilm für den Fotoapparat bis zum Suppengrün alles zu bieten haben. Zu normalen Preisen. Wer sich gern bedienen läßt und Gesellschaft zum Essen vorzieht, speist im Restaurant des Hauses. Wer nicht gern selbst aufräumt oder Geschirr spült, läßt einen der „dienstbaren Geister" kommen. Unter dem gleichen Dach gibt es einen großen Lesesaal und ein geräumiges Hallenbad. Wer etwas für seine Gesundheit tun will, schwitzt in der Sauna, läßt sich



Perfekt ist die Kleinstküche im Eurotel eingerichtet. Auf nur drei Quadratmeter Fläche sind Herd, Eisschrank, Spültisch und Hängeschränke untergebracht. Wer im Eurotel wohnt, findet in der Liliputküche vom Dosenöffner bis zum Besteck, vom Kochtopf bis zum Besen alles, was im Haushalt an großen und kleinen Dingen notwendig ist

nach Kneipp-Methode begießen oder nimmt ein medizinisches Bad. Er braucht dabei nicht auf ärztliche Betreuung zu verzichten. Im Eurotel ist an alles gedacht.

Der „Eurotelman“ — so heißen die Miteigentümer international — soll sich im Urlaub wie zu Hause fühlen. Flüchtige Ferienbekanntschaften braucht er nicht im Appartement zu empfangen, sondern setzt sich mit ihnen in der behaglichen Halle zusammen. Und abends vertreibt er sich entweder im Spielzimmer die Zeit, genießt seinen Dämmerschoppen in der gemütlichen Trinkstube oder gönnt sich einen Drink an der Bar.

Die Eurotel-Mixer kennen den Geschmack von Weltenbummlern. Denn ihre Gäste stammen aus aller Herren Länder. Diese Art, seinen Urlaub je nach Finanzlage zu verleben und sich dabei wohl fühlen zu können, hat Freunde in ganz Europa wie in Übersee gefunden. Ist die Ferienkasse in einem Jahr randvoll, läßt man sich bedienen. Klappert sie im nächsten Jahr nur kläglich, macht man sich alles allein, vom Morgenkaffee übers Wohnungsreinigen zum Abendessen.

Die besten Jahre seines Lebens

Dieses moderne System stammt von einem Mann, der heute die 75 überschritten hat.

Erst in seinen alten Tagen hatte Carlo Vanzo die beste Idee seines Lebens. Sie hat ihn schnell wohlhabend und Tausende von Menschen glücklich gemacht. Der Gedanke kam dem italienischen Baumeister, als er sich 1957 mit seinen beiden Söhnen über die Zukunft seines Unternehmens den Kopf zerbrach. Es mußte unbedingt etwas Neues unternommen werden.

Da hatte Vanzo seinen Einfall. Millionen Ferienreisende waren schon damals unterwegs. Und ständig stieg diese Zahl. Oft mußten die Urlauber ihr gemütliches Heim mit einer primitiven Ferienunterkunft vertauschen. Sollte es nicht möglich sein, für den Feriengast den Komfort eines modernen Hotels mit der Abgeschlossenheit und Gepflegtheit der eigenen vier Wände zu verbinden? Vanzo setzte sich das Ziel, ein großes Ferienhaus zu bauen, in dem jeder Gast je nach Wunsch wie zu Hause oder wie im Hotel leben kann. Das, was heute als EUROTEL zu einem weltweiten Begriff geworden ist, wurde damals als Idee geboren.

Natürlich brauchte dieser Plan bis zur vollen Reife seine Zeit. Die drei Vanzos machten es sich nicht leicht. Sie studierten die Gewohnheiten der Urlauber. Sie notierten, was ihnen nicht behagt und was ihnen besonders gefällt. Sie unterhielten sich mit den Ferienreisenden aus der ganzen Welt. Das bereitete keine großen Schwierigkeiten, denn Bozen, die Heimat der Vanzos, ist von Erholungssuchenden überschwemmt.

So ist es kein Zufall, daß das erste Eurotel in Meran entstand. Es wurde ein eindrucksvoller Bau, der sich in leichter Rundung der Straßenführung anpaßt — ein siebenstöckiges Gebäude aus Glas und Beton. Meran wurde zum Vorbild für alle Eurotels in ganz Europa.

Carlo Vanzo verfügt nicht über die riesigen Summen, um Hotelpaläste dieser Art mit eigenen Mitteln zu bauen. Aber auch bei der Finanzierung half ihm ein großartiger Einfall. Er verkauft die Wohnungen seiner Eurotels und vermietet sie dann im Auftrag der Eigentümer weiter. An Interessenten fehlt es nicht.

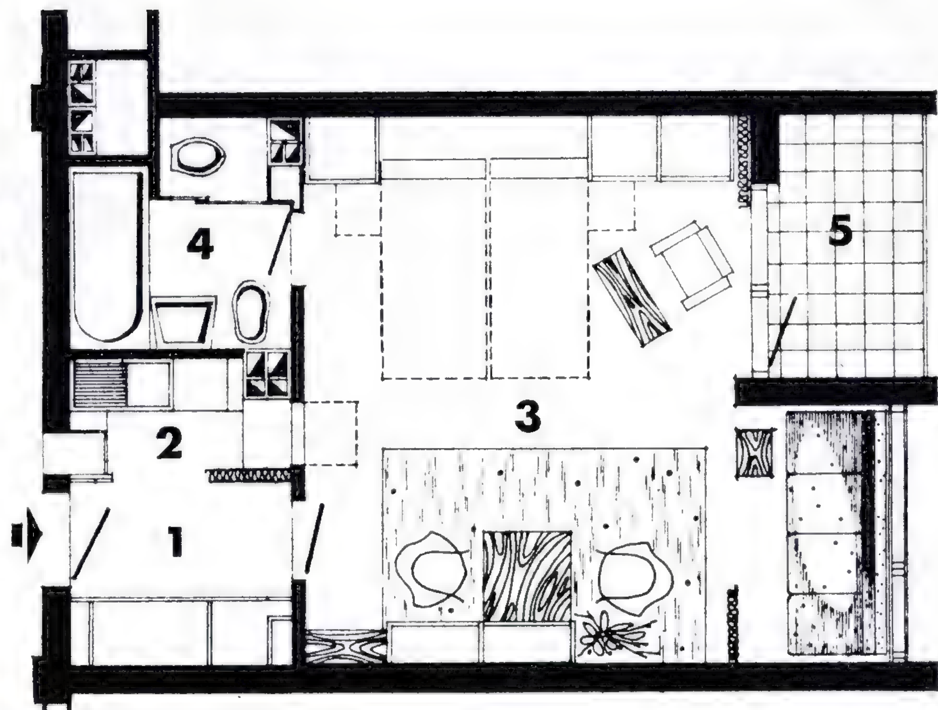
Die Vanzos haben die Politiker überrundet. Die EWG, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, leidet noch unter chronischen Wachstumsbeschwerden. Die Urlaubs-EWG, die Europäische Wohngemeinschaft, wurde für Tausende zur Selbstverständlichkeit.

★

Die unternehmungslustige italienische Baumeisterfamilie ruhte sich nicht auf den Lorbeeren des Meraner Eurotels aus.

Fortsetzung übernächste Seite

Das Eigenheim im Eurotel





Die Halle des Eurotels gleicht dem „Empfang" eines internationalen Hotels. Sie ist Treffpunkt der Gäste aus aller Welt. Ihnen wird ein vortrefflicher Service geboten: vom Portier über den Liftboy bis zum Zimmerkellner. Aber die Gäste wohnen in den eigenen vier Wänden; sie haben sich ihr Appartement nicht gemietet, sondern gekauft



Zurückgezogen in die bequemen Sessel der Halle genießen die Eurotel-Gäste die Ruhe eines gepflegten Hauses. Mit dem Kauf eines Appartements wird der sogenannte Eurotelman anteilmäßig auch am Besitz der Gemeinschaftsräume beteiligt. Dazu gehören Schwimmbad, Sauna, Restaurant und eine vortreffliche Bibliothek

Ein Hotel mit 140 Eigentümern

Internationales Eigentum ist das Eurotel in Meran. Seine 140 Appartements gehören Deutschen, Italienern, Schweizern, Engländern und Bürgern anderer europäischer Staaten. 1958, als das Eurotel eröffnet wurde, kostete eine Kleinstwohnung — unmöbliert — rund 20 000 Mark, Ende 1961 war der Wert dieser Wohnung auf 26 000 Mark gestiegen. Eurotels liegen in landschaftlich bevorzugten Feriengebieten



Klein, aber mein

Jedes Plätzchen erfüllt seinen Zweck; denn dieses Eurotel-Appartement ist nur 31 Quadratmeter groß. Die Architekten haben an alles gedacht. Im Flur (1) ist ein geräumiger Garderobenschrank mit Besenkammer eingebaut. Vom Flur geht es entweder in die kleine feine Küche (2) oder in den kombinierten Wohn-Schlafraum (3). Betten und Nachttische sind durch Strichelungen angedeutet, weil sie tagsüber in den Wandschrank eingeklappt sind. Neben der Nische mit der Couch liegt die windgeschützte Loggia (5), auf der entgegengesetzten Seite (4) dann das Badezimmer

Die 140 Eigentümer von Meran hatten ihre Appartements noch nicht bezogen, als die Bagger auf der Seiser Alm schon zum Aushub beim Bau des zweiten Hauses zupackten. Gleichzeitig knobelten Eurotel-Vater Carlo und seine beiden Söhne die Pläne fürs dritte Haus in Garda aus. Fünf Monate vor Fertigstellung des Eurotels am Gardasee waren die 140 Appartements mit den 350 Betten schon ausverkauft. Sie mußten ein zweites Haus daneben bauen. Aber das bleibt eine Ausnahme, denn eigentlich soll an einem Ort nur ein Eurotel errichtet werden.

Dafür mehren sich die Eurotel-Orte. In Italien werden es bald elf sein, denn zur Zeit wird in Gardone am Gardasee, in Venedig, in Lignano an der Adria, in Cervinis unter dem Monte Rosa, in Rapallo, Rom, Ospedaletti an der Riviera und in Taormina auf Sizilien gebaut. Das erste deutsche Eurotel in Baiersbrunn bei Freudenstadt soll im Frühjahr dieses Jahres mit 117 Appartements eröffnet werden. Im Hochschwarzwald, in St. Blasien, soll das nächste entstehen, in Hindelang im Allgäu das dritte. Weitere Häuser sind in Garmisch-Partenkirchen, Bad Reichenhall, auf der Insel Sylt, in der Eifel und am Bodensee geplant.

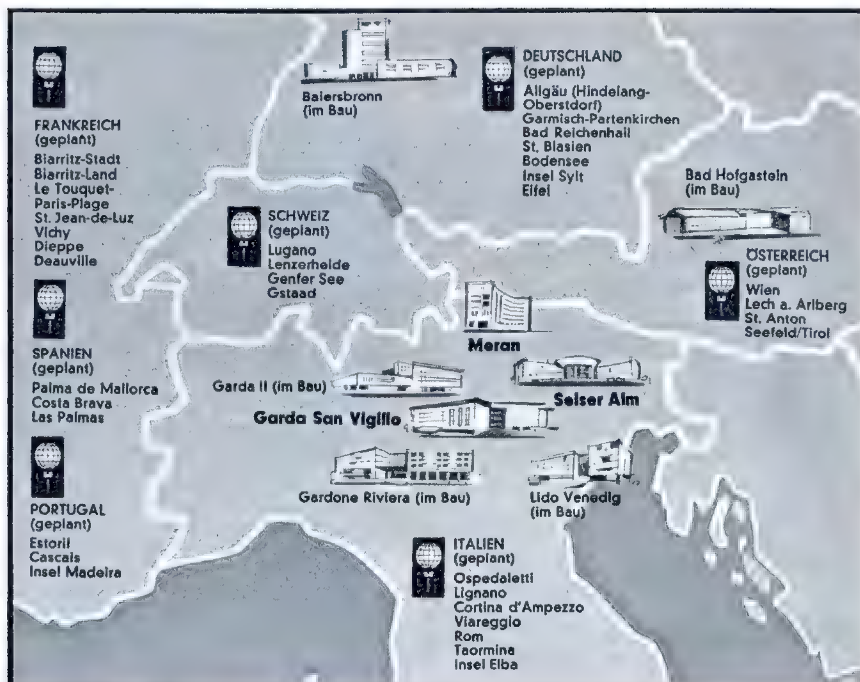
In Bad Hofgastein sind die Bauarbeiten für das erste österreichische Eurotel schon weit gediehen, aber auch in Wien, in St. Anton und voraussichtlich in Seefeld in Tirol und in Lech am Arlberg wird man sich eines Tages ein Appartement kaufen können. Aber die Eurotel-Gründer und ihre Tochtergesellschaften haben ihr anspruchsvolles Auge auf zahlreiche andere Objekte geworfen: In England, Skandinavien, Nordafrika und den USA.

Die Wohnung steht nie leer

Eigentlich könnte es dem „Eurotelman" gleichgültig sein, ob und wo neue Häuser entstehen . . . aber dann wäre Vanzos Idee nicht einmal die Hälfte wert. Im Gegenteil verfolgt jeder Appartement-Besitzer gespannt in den Eurotel-Club-nachrichten die Planungen und Baufortschritte, denn hier bieten sich ihm neue, günstige Urlaubsziele. Jeder Eurotelman bewahrt unter seinen Reisepapieren einen kleinen Ausweis auf. Möchte er einmal nicht in „seinem" Eurotel Ferien machen, sondern an einem anderen Eurotel-Ort, dann wohnt er in allen Appartement-Häusern der Gesellschaft um 25 bis 40 Prozent billiger als der übliche Hotel-Gast. Nicht-Mitglieder werden — gegen entsprechend höhere Bezahlung — aufgenommen.

Es gibt auch hier zwei Möglichkeiten. Entweder man nutzt die Eurotels als „Außenseiter", eben als Gast. Dann zahlt man seine normale Rechnung wie in jedem Hotel, genießt dabei aber die Vorteile, die das Eurotel zu bieten hat. Oder man kauft sich in irgendeinem Eurotel

Fortsetzung übernächste Seite





Unter diesem Zeichen breitet sich die Eurotel-Idee schnell aus. Die REVUE-Karte zeigt alle Orte mit fertigen und geplanten Häusern. In der Bundesrepublik ist der Wohnungskauf im Eurotel steuerbegünstigt





Wie im Hotel kann der Gast über das Haustelefon seine Bestellungen aufgeben. Sehr praktisch ist die Durchreiche zwischen Flur und Appartement. Der Ober, der auf Wunsch Speis und Trank bringt, bleibt „draußen vor der Tür"





Mit einem Griff wird im Eurotel das Wohnzimmer zum Schlafzimmer. Neben dem Bett kann eine Platte mit Nachttisch und Leselampe herausgezogen werden. Tagsüber gleicht das zugeklappte Bett einer holzgetäfelten Wand

Mit Blick aufs Meer

In den Dünen an der holländischen Nordseeküste — auf der Insel Walcheren — entsteht dieses moderne Hochhaus. Die Planung ist abgeschlossen. In 16 Stockwerken liegen insgesamt 208 Eurotel-Wohnungen. Die Insel ist von Holland und Belgien gleich leicht zu erreichen, und zu den Interessenten zählen auch zahlungskräftige Deutsche von Rhein und Ruhr. Zum Eurotel gehören Tennisplätze und ein Süßwasser-Schwimmbad. Eurotel-Bewohner sind überall gern gesehen. Sie bringen Geld ins Land und ziehen meist viele andere Feriengäste nach



Das Eigenheim im Eurotel

selbst ein Appartement. Niemand wird einem verwehren, es das ganze Jahr über selbst zu bewohnen. Aber wer kann sich das schon leisten? Im allgemeinen braucht man es für die Urlaubszeit, und in der übrigen Zeit des Jahres würde die Wohnung leerstehen.

Eine leerstehende Wohnung, wo immer sie auch liegen mag, kostet Geld. Wenn sie zwischendurch vermietet wird, bringt sie Geld. Das Eurotel-Appartement wird auf Wunsch seines Besitzers vermietet, so lange er es nicht selbst bewohnt. Diese Geschäfte erledigt die Verwaltung für ihn. Sie paßt auch auf, daß seine Räume dabei gut erhalten bleiben.

35 000 Mark für 31 qm

Die Gesellschaft kennt keine Einheitspreise. Sie richten sich stets nach Grundstücks-, Bau- und Einrichtungskosten in den verschiedenen Ländern und Orten. Wählen wir als Beispiel Familie Kortermann. Sie interessiert sich für ein Appartement in Baiersbrunn bei Freudenstadt. Unter drei Angeboten kann sie wählen.

Mit der Wohneinheit A für zwei bis drei Personen gehört den Kortermanns ein 31 qm großes Appartement: ein Zimmer mit Vorraum, kleiner Küche und Badezimmer. Am Tage wirkt der Raum wie ein behagliches Wohnzimmer. In der Fensternische steht ein Clubtisch zwischen einer Schlafcouch und zwei Sesseln. Aus dem Wandschrank holt man sich je nach Wunsch eine Eßtischplatte, die Flaschen aus der Hausbar oder zur Nacht das Doppelbett. In den verschiedenen Regalen finden Bücher, Telefon oder die Spielsachen fürs Kind Platz. Zwei Stühle und ein Hocker bieten weitere Sitzmöglichkeiten. Auf dem kleinen Balkon steht ein Liegestuhl. Im rund 20 qm großen Typ B findet der Käufer weniger Raum, Möbel und Zubehör.

Die Küche der Appartements reizt förmlich zur Hausarbeit, denn sie ist „mühesparend" angeordnet. Außer Herd mit Backofen, Spülbecken und Kühlschrank entdecken Hausfrauen oder hochbegeisterte Junggesellen vom Topf bis zum Dosenöffner und Putzlappen alles, was zur Küchenführung notwendig ist. Im Garderobenschrank im Vorraum stecken auch die Werkzeuge für Saubermachen: Besen und Bürsten.

Familien mit mehreren Kindern können sich einen „Raum C", der mit ihrem Appartement durch eine Tür verbunden ist, dazukaufen. Dort stehen ein bis zwei Betten, und außerdem haben die Kleinen ihren eigenen Duschraum und ihr eigenes WC.

Für Typ A müssen die Kortermanns 34 950 Mark, für Typ B 26 880 Mark, für den Zusatztyp C weitere 17 920 Mark aufs Konto der Eurotel-Gesellschaft einzahlen. Wenn sie eine Garage wollen, haben sie 3 950 Mark draufzulegen. Und falls sie glauben, trotz eines gemeinsamen Koffermagazins und einer gemeinsamen Skikammer nicht ohne eigenen Abstellraum auszukommen, kostet dieser

Fortsetzung übernächste Seite

REVUE

Horoskop Vom 12. bis 18. Februar 1962

WIDDER: 21. 3. — 20. 4.

21.—31. III. Ihre vom Glück begünstigte Periode hält weiter an. Unternehmungsgeist und Schaffensfreude. Gesellschaftlich eine lebendige Woche mit persönlichen Erfolgen.

1.—10. IV. Jupiter wirkt fördernd und bringt unerwartete Lösungen. Beruflich eine erfolgreiche Periode, die sich auch auf wirtschaftlichem Gebiet auswirken wird. Legen Sie Ihre Verabredungen und Besprechungen auf Montag.

11.—20. IV. Entgegenkommen und Unterstützung von Vorgesetzten. Gute Zusammenarbeit. Doch vergessen Sie nicht, daß es für Ihre Mitarbeiter schwer ist, mit Ihrem Tempo Schritt zu halten. Glück in der Liebe.

STIER: 21. 4. — 20. 5.

21.—30. IV. Keine ganz leichte Woche. Sie müssen Nerven behalten und lernen, sich zu beherrschen. Gehen Sie Diskussionen aus dem Weg und reagieren Sie Ärger nicht in der Familie ab.

1.—10. V. Geduld und Nachsicht sind angezeigt. Beruflich sollten Sie sich mehr der Meinung der andern anpassen. Treffen Sie keine übereilten Entscheidungen. Ein Mißverständnis in der Liebe wird sich aufklären.

11.—20. V. Man muß auch vergessen können und einen Strich unter Vergangenes ziehen. So können Sie gespannte Beziehungen wieder positiv gestalten und im Freundschafts- und Liebesleben Genugtuung und Freude erfahren.

ZWILLINGE: 21. 5. — 21. 6.

21.—31. V. Eine sehr positive Woche mit vielen Erfolgsmöglichkeiten. Begünstigt sind Beziehungen zum Ausland und zu Ausländern. Für viele berufliche Veränderungen und Reisen.

1.—10. VI. Ein guter Sonneneinfluß stärkt Ihre Gesundheit. Ihre starke Anziehungskraft schafft Ihnen überall Entgegenkommen und Sympathien. Guter Zeitpunkt für Verträge und Kontrakte. Harmonisches Liebesleben.

11.—21. VI.: Anerkennung und Genugtuung in Ihrer Arbeit. Man geht auf Ihre Ideen ein und läßt Ihnen freie Hand. Gute Lösungen auf finanziellem Gebiet. Geistige Anregung durch interessante neue Begegnungen

KREBS: 22. 6. — 22. 7.

22. VI.—2. VII. Eine Periode des Nachdenkens und Überlegens. Venus begünstigt die Realisierung Ihrer Pläne. Jetzt sollten Sie gut organisieren. Behalten Sie Ihre Vorteile im Auge und stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel

3.—13. VII. Dank Ihrer guten Intuition wissen Sie den Augenblick zu nützen. Viele Hindernisse sind überwunden und der Weg für die Zukunft geebnet. Gute Nachrichten für Liebende

14.—22. VII. Materielle und praktische Fragen gehen einer endgültigen Lösung entgegen. Vorsicht bei größeren Geldausgaben. Freundschaften mit außergewöhnlichen Menschen, deren Interessenkreis Sie stark anziehen wird.

LÖWE: 23. 7. — 23. 8.

23. VII.—2. VIII. Ein starker Merkureinfluß macht Sie sehr unternehmungslustig, aber auch zu Diskussionen geneigt. Seien Sie nicht zu impulsiv in der Äußerung Ihrer Meinung. In Ihrem Liebesleben neigen Sie zu Überempfindlichkeit.

3.—13. VIII. Eine Woche, die große Anforderungen an Ihre Nervenkraft stellt. In Ihrer Arbeit sollten Sie sich nicht durch kleine Hindernisse oder Verzögerungen nervös machen lassen

14.—23. VIII. Gewisse Situationen lassen sich nicht von heute auf morgen klären. Seien Sie diplomatisch und nicht zu vertrauensselig. Auch sollten Sie durch eine neue Bekanntschaft alte Bindungen nicht vernachlässigen.

JUNGFRAU: 24. 8. — 23. 9.

24. VIII.—3. IX. Eine arbeitsreiche Woche mit vorteilhaften Angeboten. Es gelingt Ihnen, wichtige Pläne zu verwirklichen. Eine Begegnung, die Ihnen am Herzen liegt, sollten Sie auf Donnerstag legen. Achten Sie auf Ihre Gesundheit

4.—13. IX. Ein guter Mondeinfluß macht Sie heiter und ausgeglichen. Sie können Ihre Arbeit gut organisieren. Günstiger Zeitpunkt für Verträge oder neue Arbeitsverhältnisse. In der Liebe eine beglückende Zeit

14.—23. IX. Beruflich gute Fortschritte. Eine produktive Zeit für intellektuelles und künstlerisches Schaffen. Seien Sie nicht zu mißtrauisch: man bringt Ihnen aufrichtige Gefühle entgegen

WAAGE: 24. 9. — 23. 10.

24. IX.—3. X. Jupiter spielt Ihnen diese Woche ungewöhnliche Glücksfälle zu. In Ihrer Arbeit sind Sie zielbewußt und erfolgreich. Im Privat- und Liebesleben begegnen Sie Sympathie.

4.—13. X. Es ergeben sich günstige Situationen, aus denen Sie Ihren Vorteil ziehen können. Unerwartete Verdienstmöglichkeiten. Festigung Ihrer wirtschaftlichen Lage. In der Liebe hält Sie ein neuer Flirt gefangen.

14.—23. X. Eine von Glück sehr begünstigte Woche. Auch schwierige Dinge können Sie nun in Angriff nehmen. Viele werden daran denken, sich ein eigenes Heim zu schaffen. In der Liebe sollten Sie eine bestehende Beziehung festigen

SKORPION: 24.10.—22.11.

24. X.—2. XI. Ein betonter Marseinfluß macht Sie sehr aktiv, aber auch zu Streit geneigt. Bestimmte Situationen und Umstände sind nicht nach Ihrem Geschmack: mit Geduld und Nachsicht läßt sich vieles erreichen.

3.—12. XI. Kleine Schwierigkeiten im Alltag sollten Sie nicht überschätzen. Sie haben originelle Ideen und Pläne und sollten mit mehr Schwung an ihre Verwirklichung herangehen

13.—22. XI. Sie neigen dazu, falsche Schlusse zu ziehen. Beraten Sie sich mit guten Freunden, die Ihnen durch ihr klares Urteil helfen können. Lassen Sie Ihre Umgebung nicht zu stark Ihre innere Unzufriedenheit spüren.

SCHÜTZE: 23. 11. — 21. 12.

23. XI.—3. XII. Ein guter Merkureinfluß macht Sie optimistisch und selbstsicher. Ihre Arbeit geht Ihnen leicht von der Hand. Für wirtschaftliche Probleme finden sich gute Lösungen.

4.—13. XII. Sie sind in guter Form. Alles laßt sich reibungslos abwickeln. Leichter Kontakt und gute Zusammenarbeit. Eine neue Initiative hat gute Erfolgsaussichten. Im Gesellschaftsleben erfreuen Sie sich großer Beliebtheit.

14.—21. XII. Gunstige Woche zur Abfassung wichtiger Schriftstücke. Erweiterung Ihres Pflichtenkreises und Verbesserung Ihrer Position. Mitte der Woche leichte Nervosität. Sorgen Sie für Entspannung und unbeschwerte Unterhaltung

STEINBOCK: 22.12.—20.1.

22. XII.—1. I. Gute Periode zur Ausarbeitung von Plänen, Klärung wirtschaftlicher Fragen und Festigung Ihrer Position. In Ihrer Arbeit zeichnen Sie sich durch planvolles Vorgehen aus.

2.—11. I. Ein guter Neptuneinfluß bringt Ihnen Einfälle und nützliche Ideen. Sie haben gute Erfolgsmöglichkeiten. Im Grunde wissen Sie genau, was Sie wollen, also nicht zögern. Gute Liebes- und Freundschaftsbeziehungen.

12.—20. I. Intensive Tätigkeit hält Sie vollkommen in Atem. Sie sind so beschäftigt mit Ihren eigenen Planen, daß Sie dazu neigen, die Menschen Ihrer nächsten Umgebung zu vernachlässigen und ihre Probleme zu übersehen

WASSERMANN: 21. 1. — 18. 2.

21.—31. I. Das Glück bleibt Ihnen treu. Sie haben außergewöhnliche Erfolgschancen. Doch wer die Wahl hat, hat die Qual: konzentrieren Sie sich auf ein bestimmtes Ziel.

1.—11. II. Ein günstiger Jupitereinfluß hält Ihnen alles Unangenehme fern. Hindernisse lassen sich leicht überwinden. Treffen Sie nun Ihre Entscheidungen. Doch lassen Sie sich nicht durch zu verlockende Angebote blenden

12.—18. II. Es ergeben sich Umstände und Situationen, aus denen Sie große Vorteile ziehen können. Im Berufs- und Geschäftsleben wird Ihnen in dieser Woche viel gelingen. In der Liebe erwartet man von Ihnen eine Entscheidung.

FISCHE: 19. 2. — 20. 3.

19. II.—1. III. Ein sehr guter Venuseinfluß wird Ihnen helfen, eine gewisse Apathie zu überwinden und ein flotteres Lebenstempo einzuschlagen. Sie haben keinen Grund zu Unzufriedenheit.

2.—11. III. Sie neigen dazu, Dinge schleifen zu lassen und Entscheidungen hinauszuschieben. Mit ein wenig mehr Energie und Schwung könnten Sie viel mehr erreichen. Ihre Glückstage sind Donnerstag und Freitag.

12.—20. III. Günstige Periode für intellektuelle und künstlerische Arbeiten. Nicht die praktische Seite des Lebens aus dem Auge verlieren! Neue Bekanntschaften mit interessanten Menschen bringt viel Anregung.

Die Glückspilze dieser Woche:

WIDDER
Das Glück bleibt Ihnen auch diese Woche treu, sowohl im beruflichen als auch im privaten Kreis — vor allem aber in der Liebe.

STEINBOCK
Ein guter Neptuneinfluß bringt Ihnen Einfälle und nützliche Ideen. Auch Ihre Beziehungen zu Freunden sind jetzt sehr gut.

JUNGFRAU
Vorteilhafte Angebote winken Ihnen. Jetzt gelingt Ihnen die Verwirklichung wichtiger Pläne. Günstiger Zeitpunkt für Verträge.

WASSERMANN
Sie haben in dieser Woche außergewöhnliche Erfolgschancen. Im Berufs- und Geschäftsleben wird Ihnen besonders viel gelingen.

Das Eigenheim im Eurotel

Raum noch einmal 500 Mark. Die Rechnung für die Möblierung und Einrichtung, wie Geschirr, Wäsche usw., ist gesondert zu begleichen. Die Kaufsumme erhöht sich dafür bei A auf 44 300 Mark, bei B auf 34 630 Mark und bei C auf 21 420 Mark. In Hofgastein sind die Appartements etwas teurer, die Möbel etwas billiger.

Für dieses Geld gehört dem Eurotelman neben der eigenen Wohnung noch einmal die gleiche Fläche im Haus, denn so viel macht sein Anteil an den Gemeinschaftsräumen wie Empfangshalle, Leseraum, Spielsaal, an den Clubräumen, der Sonnenterrasse und dem Schwimmbecken aus. Aber dieser Besitz steht praktisch auf dem Papier, denn er kann nur gemeinschaftlich genutzt werden.

Der Käufer eines Appartements in einem bundesrepublikanischen Eurotel braucht nicht die ganze Summe auf einmal auf den Tisch zu legen. Sparkassen, Hypothekenbanken und Bausparkassen geben erste und zweite Hypotheken zu den üblichen Bedingungen bis etwa zur Hälfte des Kaufpreises.

Hypotheken kosten Zinsen, aber Eurotel-Appartements bringen auch Zinsen. Nach einer gewissen Anlaufzeit kann der Eurotelman jährlich mit vier bis sechs Prozent Ertrag aus seinem angelegten Kapital rechnen. Dabei wird der Ertrag des ganzen Hauses umgelegt, die Zeit der Eigenbenutzung zum entsprechenden Anteil abgezogen.

Die jährliche Urlaubsreise, auch in ein anderes Eurotel, kommt dabei gut wieder heraus. Vater Vanzo denkt sogar noch weiter. Sollte aus irgendeinem Grunde die Gästezahl geringer werden, so ist Eurotel auch bereit, die Appartements als normale Klein-Komfort-Wohnungen langfristig zu vermieten.

Der alte italienische Baumeister hat nicht nur einen klugen Kopf, sondern auch die Gabe, sich fähige Mitarbeiter zu sichern. Denn vermutlich stammt der neueste Gedanke, das Eurotel-Certifikat, von geschickten Finanzberatern. Wem das Geld fehlt, sich sofort ein Eurotel-Appartement zu kaufen, kann einen Gesellschafteranteil am Eurotel erwerben. Entweder er spart, bis er den Mindestbetrag von 3000 Mark für den Erstkauf zusammen hat und legt dann immer wieder ein Certifikat über 500 Mark drauf, bis der Kaufpreis erreicht ist, oder er steckt gleich eine größere Summe hinein. Dafür ist er an der Gesellschaft für Inmobilien-Anlagen (GIA) und somit am Eigentum der Grundstücke beteiligt, die sie zum Bau neuer Eurotels kauft. Jährlich bekommt er für sein Kapital vier bis sechs Prozent Zinsen, für dreitausend Mark demnach 120 bis 180 Mark. Außerdem darf er schon als Certifikat-Inhaber in den Eurotels eine bestimmte Zeit im Jahr um 25 bis 40 Prozent billiger wohnen als ein Hotelgast. Er genießt also schon voraus in gewissen Grenzen die Rechte eines „Eurotelman".

Der Vorteil erschöpft sich für den Certifikat-Inhaber nicht allein in Zinsen und billigerer Eurotel-Miete. Immer wenn sich der Wert der Liegenschaften der GIA erhöht, steigt der Wert seiner Anteile um den entsprechenden Satz. Wer sich 1959 in Meran ein Appartement für rund 20 000 Mark kaufte, kann es jetzt, nach reichlich zwei Jahren, mit 8000 bis 10 000 Mark Gewinn wieder abgeben. Eine Kurserhöhung um etwa 20 bis 25 Prozent im Jahr! Hätte es damals schon entsprechende Certifikate gegeben, dann wären auch die Eurotel-Teilhaber um einen ansehnlichen Betrag reicher geworden.

Niemand vermag vorauszusagen, ob die Entwicklung so schnell weitergeht wie bisher. Doch selbst wenn sich ihr Tempo verlangsamt: wer sich ein Appartement in einem Eurotel leisten kann, ohne den Notgroschen angreifen zu müssen, hat sein Geld gut angelegt.

In der nächsten REVUE:
Ferienheime an der Adria

Cap Arcona

Fortsetzung von Seite 20

die letzte Schönheit, ihrer Stimme den letzten Schliff gab.

Sie sang wieder und spürte zwei Augen unter den vielen, die sie ansahen. Graue Augen mit einer Blautönung, in einem knappen, gutgeformten Gesicht, zu dessen Jungenhaftigkeit der Ernst nicht ganz paßte. Eine derbe Nase, ein sensibler Mund, ein stark ausgeprägtes Kinn, dazu die Uniform, das Dutzendkleid der Nation. Marion mochte keine Uniformen. Aber zu diesem Gesicht paßte sie, stellte sie fest.

Sie sah Hunderte von Händen, die ihr zuklatschten, aber sie hörte nur zwei ...

Marion Fährbach verbeugte sich artig, lächelte über sich selbst. Und als sie dann am Tisch saß, zwischen den beiden Offizieren, hörte sie, daß der Mann mit dem widerspruchsvollen Gesicht Georg Fährbach hieß. Als zweites fiel ihr auf, daß er nicht vom Krieg sprach; als drittes, wie höflich er um sie warb.

„Sie betrachten mich wie ein Reptil", sagte Marion lachend.

„Nein", erwiderte er, „wie eine ..."

„Eine? ...", fragte sie.

„Ich finde das Wort nicht", antwortete Fährbach und starrte seine Hände an, als müßte er sie rügen. Nichts an ihnen war zu tadeln. Sie waren schmal, aber männlich, gebräunt, aber nicht plump, sensibel wie sein Mund, zu dem sie paßten wie zu seinen Augen, wie zu seiner Stirn, wie zu den Haaren.

Er war noch jung, aber Marion spürte die Achtung, mit der die anderen Offiziere ihn behandelten. Einer, der ein tolles Stück hinter sich hatte, und einen Orden bekam. Marion verstand nichts von Orden, auch nichts von tollen Stücken, aber seine Augen mochte sie und seinen Mund, und seine Verlegenheit, und seine Bewunderung, und die umständliche Art, mit der er um sie warb, und den Ärger auf seinen Freund, der rechts von Marion saß und Christian Straff hieß, mit ihr wild flirtete, aber ins Leere lief, weil er ein Windhund war. Vielleicht ein Zyniker mit Herz oder ein Melancholiker mit Zynismus ...

Getanzt wurde nicht. Schade. Krieg. Dritter Monat. Soll bald aus sein, sagten die Leute. Hoffentlich ...

„Wo leben Sie?" fragte Georg Fährbach.

„In Berlin."

„Da komme ich auch her."

„Dann sind wir also Landsleute", antwortete Marion, „das verbindet, nicht wahr?"

„O ja", sagte er.

„Sind Sie ...?"

„Was?"

Er schwieg.

„Nicht verliebt", entgegnete Marion, „nicht einmal verlobt und schon gar nicht verheiratet."

Wieder begegneten sich ihre Augen.

„Was machen Sie?" fragte Marion.

„Ich bewundere Sie."

„Ich meine ... im Frieden."

„Ich fahre zur See."

Die junge Sängerin stand auf. Georg Fährbach folgte ihr. Sein Freund wollte mitkommen. Marion sah, wie Georg ihn in die Seite stieß, und freute sich darüber.

Es war November, kühl. Aber Marion war es heiß. Ihm auch. Sie standen da und starrten in den Himmel. Sterne, wie immer. Aber heute leuchteten sie heller. Oder hatten sie zu viel getrunken? Georg sagte kein Wort. Auch Marion schwieg. Die Stille wurde laut.

Georg nahm sie genauso in die Arme, wie sie es sich vorgestellt hatte, er zog sie genauso an sich, wie sie es wollte, mit kräftigen Armen und sanften Lippen. Alles in ihm brannte, aber er blieb zärtlich; alles an ihr war zärtlich, denn sie brannte. Sie wartete, lauschte, träumte, allein — zu zweit.

„Marion", sagte Georg, „ich möchte Sie heiraten."

„Warum?"

„Ich ... ich hab' Sie lieb."

„Wie lange kennen Sie mich schon?"

„So lange ich lebe."

„Für sechs Stunden sind Sie ein recht

Fortsetzung übernächste Seite

Deutsche Männer, die draußen an der Zukunft anderer Länder bauen . . . haben Kent für sich entdeckt . . . wie dieser Berliner Starkstrom-Techniker in Afrika!

Filter-Cigarette . . .
en ersten Blick



Sie schmecken . . . Sie erleben . . . das neue, das spürbar reine Aroma der weltbekannten Original-Qualität. Jetzt verstehen Sie, warum Männer, die das Bessere vom Guten unterscheiden, diese Cigarette rauchen.

eine gute Erkenntnis

20 Stück 1,75

Cap Arcona

kräftiges Baby", erwiderte sie lachend, „beschwipst, Baby?"

„Nein", entgegnete Georg.

„Verliebt?"

„Mehr ... geben Sie mir eine Chance ..."

„Zu was?"

„Für uns."

Marion brauchte ihm keine Chance zu geben, denn er hatte sie schon. Er küßte sie nicht einmal richtig. Er nahm ihren Arm und zog sie in den Saal. Sein Freund, Oberleutnant Straff, saß am Tisch, hatte Falten auf der Stirn, als ob er nachgedacht hätte, wieviel er bereits getrunken hatte. Zuviel, wie meistens. Christian war eifersüchtig und aggressiv.

„Marion", fragte er, „wie können Sie mit so einem langweiligen Patron wie Georg ins Freie gehen?"

„Sind Sie amüsanter?"

„Aber bestimmt ... und außerdem ..."

„Schade", entgegnete sie.

„Wieso?"

„Ich bin verlobt."

„Mit wem?"

Marion deutete auf Georg Fährbach.

Zuerst begriff es Christian, dann erst Georg. Sie wollte zunächst nur spaßen, aber der Spaß wurde Marion gründlich heimgezahlt. Für den Rest des Abends zeigte Georg, daß er Temperament hatte, und Christian, daß er ein guter Verlierer war. Zudem noch Georgs Freund.

Von Tisch zu Tisch lief die Nachricht von der plötzlichen Verlobung weiter. Bis zum Admiral. Und dann gab es Sekt, Friedensware, und man stieß auf Marion und Georg an, ließ sie hochleben.

Zuletzt brachte Georg seine Marion nach Hause und bewies ihr, daß auch ein moderner Wikinger Feuer unter der Haut haben konnte. Seine Lippen waren so stürmisch wie seine Arme, und er ließ Marion nicht los, und Marion wollte nicht losgelassen werden. Der Krieg ließ ihnen ohnedies nicht viel Zeit, und so ging alles so schnell wie die Verlobung: die Hochzeit, die Flitterwochen, der neue Einsatz, die Geburt Jürgens, des Jungen, sein erster Geburtstag, sein zweiter, der dritte. Georg hatte Glück. Er kam durch. Immer wieder.

Marion wußte, daß er den Krieg nicht mochte, aber er tat ihn vor ihr als Bagatelle ab. Er bat sie, von Berlin wegzugehen, irgendwohin, nach Oberbayern oder Ostpreußen, in eine Provinz ohne Fliegeralarm. So zog sie mit Jürgen in die Nähe von Marienburg.

Dort fielen keine Bomben, aber es kamen die Russen. Viel später freilich, als die Sache mit Georg geschah.

Marion hatte Angst um ihn, jeden Tag. Sie fürchtete, daß er fallen könnte. Es war die Furcht von Millionen Frauen, deren Männer an der Front standen. Es fielen täglich Tausende.

Wie alle, die fassungslos dem plötzlichen Leid konfrontiert wurden, hätte Marion sich vielleicht eines Tages damit abfinden können, mit der Endgültigkeit, mit dem Wissen, daß nichts zu ändern war, daß das Leben weiterging, und daß Georg nicht gegangen war, ohne Jürgen zurückzulassen.

Aber der Schlag, der Marion Fährbach traf, war anders: gemeiner, unverständlicher. Genau vor einem Jahr. Über Nacht. Ohne Übergang. Der Sturz tief nach unten, direkt aus dem Himmel. Je höher man steht, desto tiefer fällt man, je tiefer man stürzt, desto tödlicher ist der Fall.

*

Marion hört Geräusche, Rufe, Worte, merkt, daß sie nicht mehr träumt, und auch nicht mehr allein ist. Unter Menschen, irgendwo ausgesetzt .... ohne Georg.

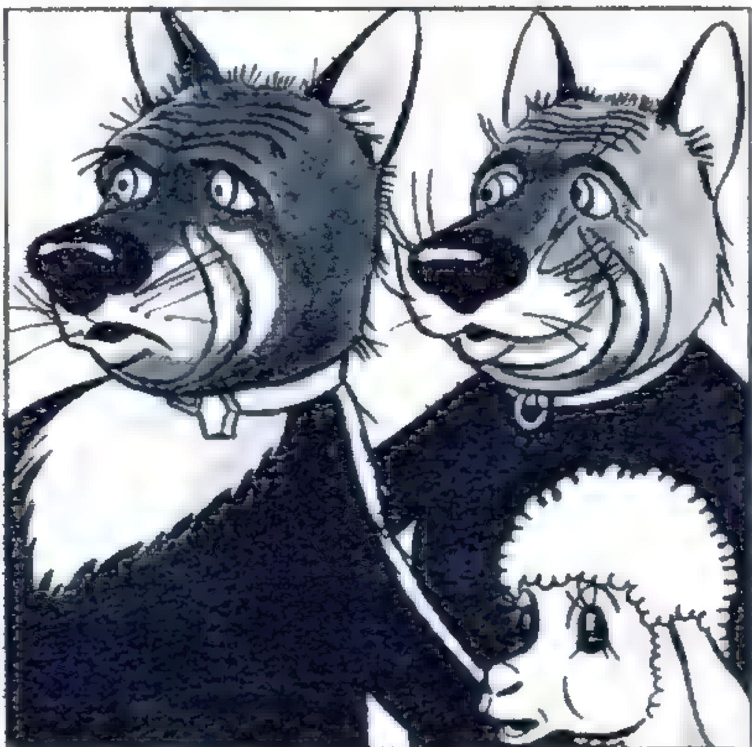
Jürgen, denkt sie, und kommt nach vielen Stunden Schlaf langsam zu sich, wie nach einer Operation, wie nach einem Verkehrsunfall, versucht sich auf-

Fortsetzung übernächste Seite

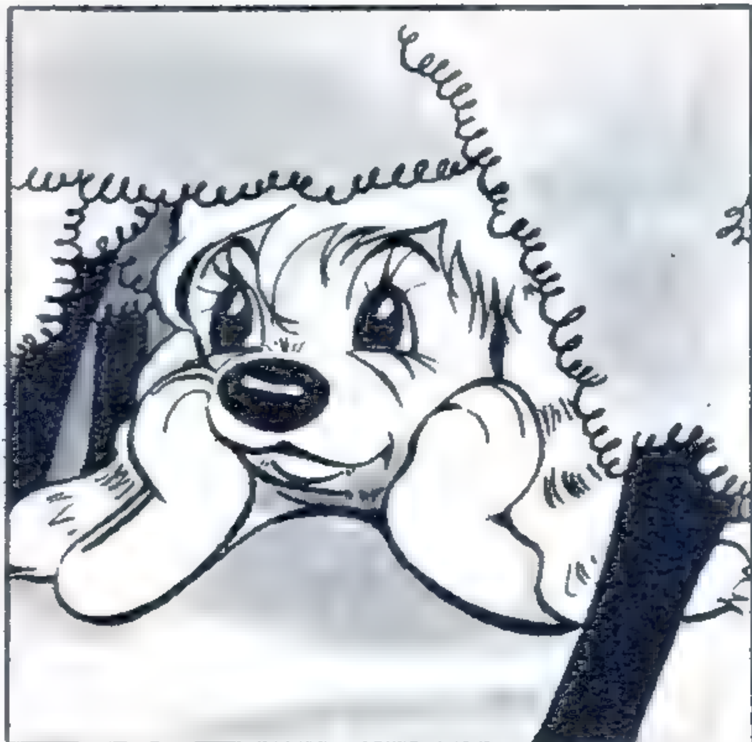


SUSIS Abenteuer

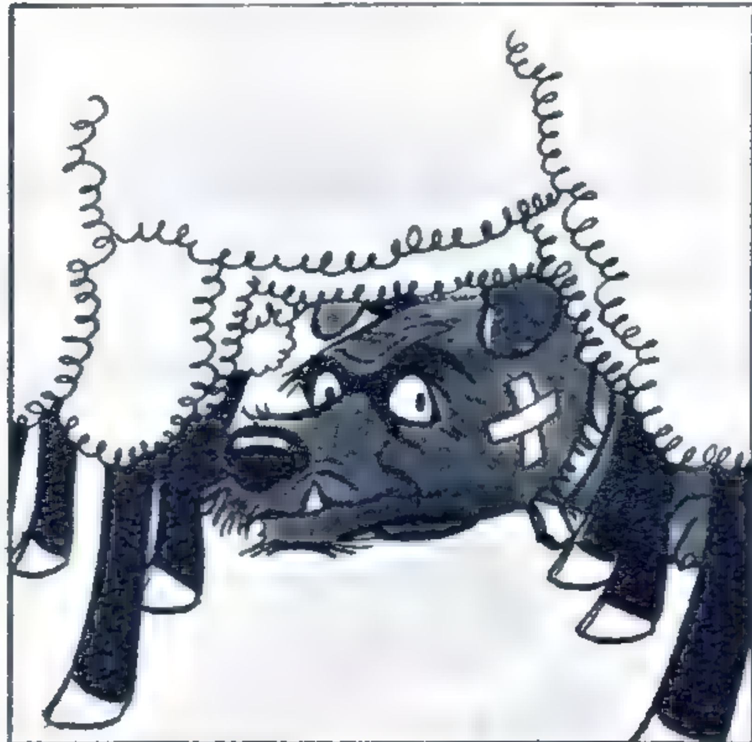
6



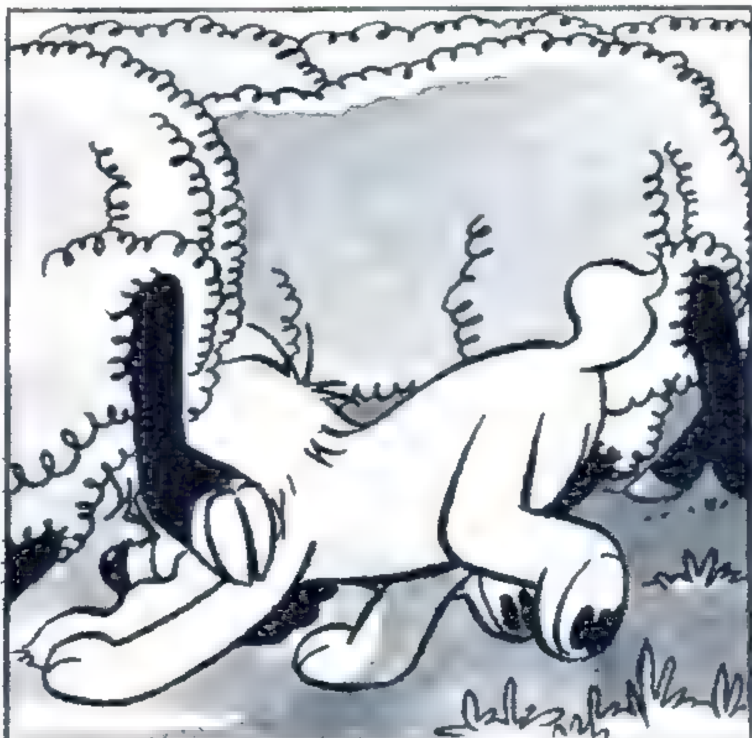
Ein Fremdling naht — ein böses Tier?
„Nur keine Angst — den greifen wir!"
Sie grollen dumpf nach Wächter Art,
Die Hüter mit gesträubtem Bart.



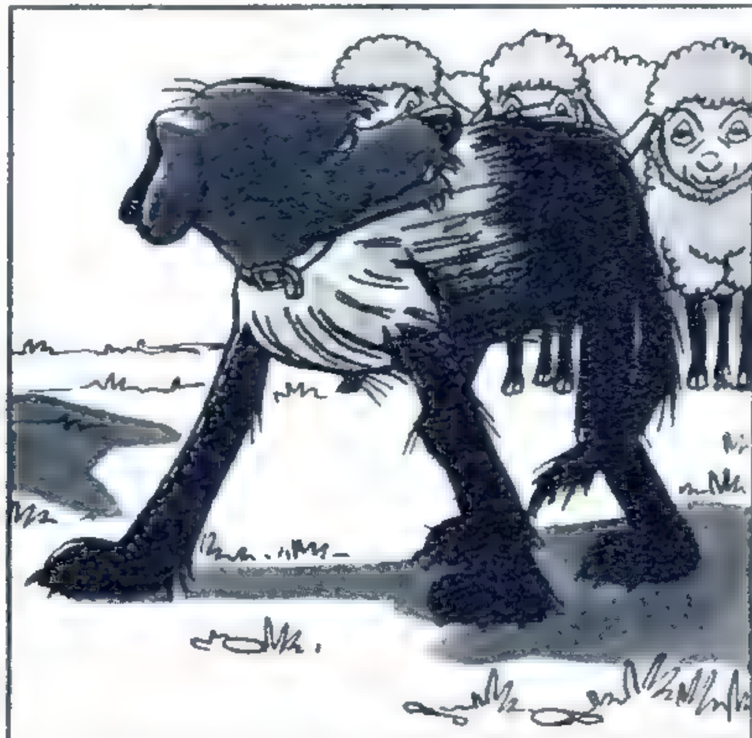
Doch Susi zwischen Schafgebein,
Die redet — wie man's tut — sich ein,
Daß hier in dieser Menge man
Sie niemals nicht erwischen kann.



Daß Irren nicht nur menschlich ist
Merkt unser kleiner Optimist,
Denn seine Stellung ist bedrängt:
Der Feind sich in die Festung zwängt!



Die Susi rückwärts sich verzieht;
Der Böse es verärgert sieht —
Gewinnt an Boden kaum ein Stück,
Weil auch die Schafe gehn zurück.



Und so, wie es nun manchmal geht,
Er plötzlich hier alleine steht.
Dem Unhold es nicht sehr gefällt,
Daß sich die Menge abseits hält.



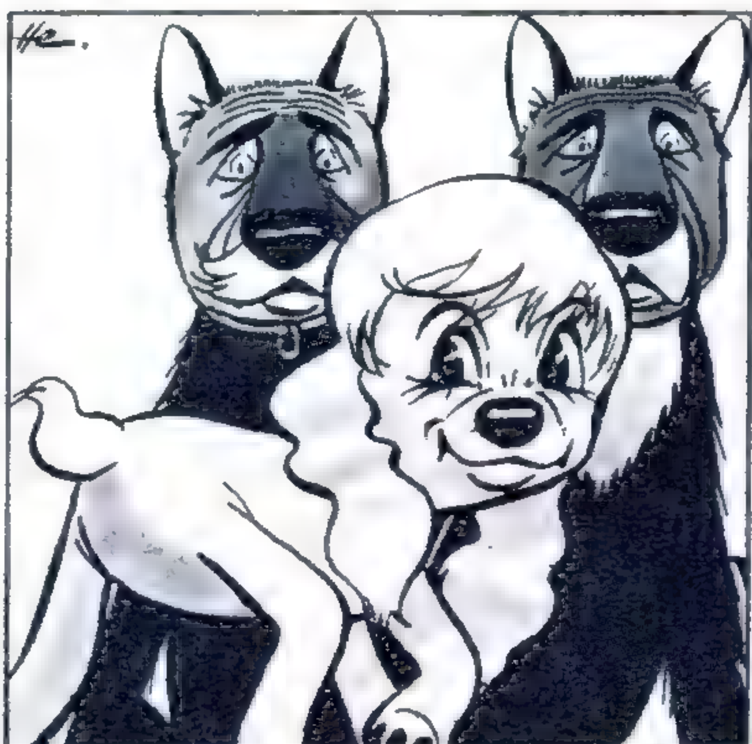
Denn da sieht ihn die Polizei,
Die unser Lämmchen rief herbei.
Und schon mit Hundegriff, zack-zack,
Hat man den Fremden am Genack.



Der eine ihn am Halse reißt,
Der andre in den Hintern beißt.
Nach Wespen, Rohr und diesem hier
Da hat genug das fremde Tier.



Als nun vorüber die Gefahr,
Ist auch die Susi wieder da.
Sie reibt die Pfoten sich und lacht:
Wie haben wir das fein gemacht!



Noch einmal blickt sie rückwärts hin,
Hat endlich nur die Milch im Sinn!
Weil sie dabei nicht vorwärts schaut —
Sieht sie nicht, wer dort aufgebaut.

Zeichnungen und Text: Hans Held

Cap Arcona

zurichten, die Umgebung zu erfassen, klar zu denken, sieht in ein paar gute Augen hinter einer randlosen Brille.

„Dr. Corbach", sagt der Mann zu ihr, „ich bin der Schiffsarzt . . . Sie haben durchgeschlafen . . . Wir sind gleich am Ziel."

„Und . . . Jürgen . . ."

„Wir . . ."

„Mein Junge?"

„Wir werden ihn finden", sagt der Arzt. „Ruhen Sie weiter . . . wir werden ihn über die Lautsprecher suchen lassen . . . Wie heißen Sie?"

„Fährbach", erwidert die junge Frau.

„Fährbach", wiederholt der Mann. Seine Augen haben einen Willen, eine Macht, die sie müde macht, wohlig müde, warm, die vergessen macht, und hoffen läßt. Und während Marion ganz kurz noch einmal einschläft, denkt sie klar und exakt: wie dumm von mir, hier ist Ordnung, keine Panik, wenn ich diesem Arzt sage, daß mein Mann Schiffsoffizier ist . . . oder war, wenn ich ihn bitte, zum Kapitän zu gehen, und mir zu helfen . . .

Alles wird sich geben, denkt Marion Fährbach, und schläft mit einem gelösten Lächeln wieder ein.

★

„Diese Idioten!" ruft Möhrenkopf, als er den Funkspruch entschlüsselt hat, „diese verdammten Narren!"

„Was ist denn los?" fragt ihn Christian Straff.

„Wir sollen nicht in Lübeck anlegen, sondern in der Neustädter Bucht . . . das mit einem Tiefgang von 8,7 Meter . . . Anordnung von der Kriegsmarine. Kein Wunder, daß diese Knallköpfe den Krieg verloren haben!"

„Haben sie ihn denn schon verloren?" fragt der Funkoffizier.

„Bald."

„Dann sieh zu, daß du deine Rübe nicht noch vorher verlierst, Schlaukopf!"



Kommodore Rolin gewann mit der „Cap Arcona" auf ihrer ersten Reise von Hamburg nach Buenos Aires das berühmte „Blaue Band" der Südatlantik-Route

Christian Straff liest den Klartext. Auch er weiß nicht, warum man das Schiff ausgerechnet in der Neustädter Bucht einlaufen läßt. Die „Cap Arcona" kann dort nicht anlegen. Sie hat keine einsatzfähigen Rettungsboote, die die Flüchtlinge an Land bringen.

„Das dauert mindestens einen Tag, bis wir die Bande von Bord haben", sagt Möhrenkopf, „inzwischen sind die Wolken weg, und die Tommies zerdeppern uns mit ihren Bomben wie ein faules Ei . . "

„Dann ist wenigstens Schluß", entgegnet sein Funkoffizier sarkastisch.

„Na, also . . .", sagt er. Dann stutzt Straff.

Marion Fährbach?

Noch ein Zufall?

Das gibt es doch nicht!

„Komm mal her", ruft er den kleinen Jürgen, „wir haben deine Mutti gefunden."

Der Junge klatscht vor Freude in die Hände.

„Laß dich mal ansehen", sagt Straff. Für ihn als typischen Junggesellen sehen alle Kinder gleich aus. Aber jetzt betrachtet er Jürgen, als sähe er ihn zum erstenmal, versucht, in den Augen, der

Der Psychologe in REVUE

Täglich wenden sich REVUE-Leser mit ihren persönlichen Sorgen an Dr. Engelhart. Auch Sie können ihm schreiben. Er wird Ihnen brieflich oder in REVUE antworten. Schreiben Sie an den „REVUE-Psychologen", München 8, Lucile-Grahn-Straße 37.

Mutter droht mit Selbstmord

Ich bin 20 Jahre und liebe eine 5 Jahre ältere geschiedene Frau. Deren Mutter verlangt aber, daß wir unser Verhältnis lösen. Wenn ihre Tochter schon wieder heirate, dann solle sie sich jemanden mit Geld suchen. Bliebe sie aber trotzdem bei mir, so hätte sie keine Mutter mehr, und sie täte sich was an. Die Mutter hat schon einige Selbstmordversuche unternommen, allerdings aus anderen Gründen — den letzten vor sieben Wochen. Meine Freundin will nun trotz allem zu mir halten. Können wir das aber verantworten, was wir tun wollen, oder müssen wir unser Glück opfern?

PEINE K. S.

Antwort: Ob es ein Glück für Sie beide wird, wenn Sie heiraten — Sie so jung, Ihre Braut ohne positive Ehe-Erfahrung —, kann ich nicht voraussagen. Wollen Sie nicht doch noch etwas warten? Inzwischen beweisen Sie vielleicht Ihrer Schwiegermutter, daß Sie trotz Ihrer Jugend schon ein ganzer Mann sind, im Beruf etwas leisten und Geld verdienen können. Denn die Einwände, die sie hat, sind nicht ganz unbegründet. Daß sie jedoch ihre Tochter sogleich verstoßen und sich selbst obendrein das Leben nehmen will, das ist schon ein bißchen viel! So maßlos reagiert nur die Hysterie, eine besondere Form von ichhaftem Geltungsdrang. Die Mutter scheint auch bereits eine erfahrene Selbstmörderin zu sein, die es — anders als echt Verzweifelte — immer so einzurichten weiß, daß ihr kein wirkliches Leid geschieht. Sollte da einer ihrer vielen Selbstmordversuche aus Versehen doch tödlich enden, so wäre das ein bloßer Unfall, an dem Sie keine Schuld träfe. Eigentlich dienen diese dramatischen Szenen ja nur dazu, den mütterlichen Willen ohne Diskussion bequem und rasch durchzusetzen. Sie dagegen werden mit Ihrer Braut alles sehr ernsthaft diskutieren müssen, ohne hysterisch zu werden. Immerhin steht nun Ihr ganzes Glück auf dem Spiel!

Ihr
Dr. Kurt Engelhart

„Bis dahin bringen wir die Leute eben im Faltboot an Land."

Höchstens noch eine Stunde Fahrt. Noch halten die Turbinen durch, aber der Erste Ingenieur traut ihnen nicht mehr. Straff legt wieder den Donauwellen-Walzer auf. Keiner der 10 000 Flüchtlinge wird ihn jemals vergessen, diesen rhythmischen, schunkelnden, schleichenden Dreivierteltakt.

Ein Sanitäter betritt das Funkdeck.

„Willst wohl 'n Telegramm an die Braut aufgeben?" feixt Möhrenkopf.

Der Mann wendet sich gleich an Straff.

„Soll Sie von Dr. Corbach grüßen, Herr Kaleu, er bittet Sie . . ."

„Und?"

„Wir suchen ein Kind", sagt der Sanitäter.

„Trifft sich gut", entgegnet der Funkmaat, „wir suchen 'ne Mutter."

„Vielleicht suchen wir dasselbe", sagt Straff und nimmt dem Sanitäter den Zettel aus der Hand. Er liest: Fährbach.

Nase, dem Kinn eine Ähnlichkeit mit Georg, seinem alten Kumpel, festzustellen.

„Ich nehme ihn gleich mit", sagt der Sanitäter.

„Nee", erwidert der Funkoffizier, einer verschwommenen Eingebung folgend, „das besorge ich selbst."

Gerade als er mit Jürgen seine Funkbude verlassen will, wird er zum Kapitän gerufen. Dringend. Er übergibt das Kind Möhrenkopf, und begibt sich fluchend auf die Kommandobrücke.

Sein Kapitän betrachtet ihn starr und lange, als seien seine Augen blind.

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Kapitän", sagt Christian Straff. „Sie haben 10 000 Menschen durchgebracht."

„Wir haben Glück gehabt", erwidert Gerdts.

Was will er bloß, überlegt Straff. Sein Blick ist heute noch müder, seine Stimme noch leiser, sein Gesicht noch mehr von der Zeit plissiert, seine Uniform

scheint ihm seit dem Auslaufen aus Gotenhafen um das Doppelte zu weit geworden zu sein.

Der Kapitän geht ganz dicht an seinen Funkoffizier heran. Er legt ihm flüchtig, fast verschämt die Hand auf die Schulter und sagt:

„Wir sind alte Freunde, Straff, nicht?"

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Selbstverständlich, Herr Kapitän."

„Sie gehen sicher an Land?"

„Wenn es möglich ist, Herr Kapitän."

„Ich habe zwei Briefe ... und ich habe eine Bitte ... Besorgen Sie sie, geben Sie sie ... morgen auf? Tun Sie das?"

„Selbstverständlich, Herr Kapitän", erwidert Straff verwundert.

Was ist los mit ihm?

Er geht doch sicher selbst an Land. Und die Briefe kann er jedem anderen mitgeben, keiner wird vergessen, sie einzuwerfen. Die Verlegenheit zwischen den beiden Männern ist fast physisch zu spüren. Christian Straff will gehen, aber Kapitän Gerdts bittet ihn, zu bleiben.

Die Neustädter Bucht ist schon in Sicht. Die Fahrt ist geglückt, aber der Alte zeigt nicht einen Funken Freude oder auch nur Teilnahme. Er kreuzt die Hände hinter dem Rücken und sagt:

„Schauen Sie sich das an ... unsere Passagiere früher, Mensch, Straff, auf einer Fahrt von Hamburg nach Rio durchquerten wir in 17 Tagen vier Jahreszeiten, mehr eine Modenschau als eine Schiffsreise ... Wie viele Frauen, meinen Sie, sind wohl nur deswegen mit uns gefahren, damit sie ihre Kollektion vorführen konnten?"

„Viele", grinst der Funkoffizier.

„Und jetzt ... schauen Sie sich diesen Laufsteg an, da draußen: Not, Dreck und Leid ... diese 10 000 haben wir den Russen abgekauft, und wie viele Hunderttausend warten noch ... und wie oft meinen Sie, Straff, schaffen wir noch so eine Fahrt?"

„Ich weiß nicht", versetzt der Funkoffizier dumpf.

Wieder will er gehen, und wieder hält ihn der Alte zurück. Die „Cap Arcona" hält in einigen hundert Meter Abstand vom Ufer. Fast gleichzeitig meldet der Erste Ingenieur, daß die Turbinen kaputt sind.

„Mensch", sagt Straff, „das ist ein Ding."

„Gut", erwidert der Kapitän. Er gibt Straff die Hand. Auch das ist unüblich, betrachtet ihn, als ob er Abschied nähme. Der Funkoffizier spürt, wie ihm ein unbehaglicher Schauer über die Haut kriecht. Er will den Händedruck lösen, aber Kapitän Gerdts hält ihn noch ein paar Sekunden fest, sieht ihn dabei an, wie ein Vater den verlorenen Sohn.

Dann geht er, ohne etwas zu sagen, auf sein Schlafzimmer zu, neben dem ein kleiner Salon liegt. Christian Straff ist froh, die unheimliche Begegnung hinter sich zu haben. Er denkt an Jürgen, an die Mutter des Jungen, verläßt mit schnellen Schritten die Brücke, gerät in ein Rudel Passagiere, kommt nicht voran, denkt wieder an den Alten.

Was ist los? überlegt er, und die Briefe? Was will er? Woher dieser starre Blick, dieses seltsame Flackern? Er benimmt sich, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte, der nur noch zu vollstrekken ist.

Christian Straff sieht ihn noch einmal vor sich, wie er mit schleppenden, ergebenen Schritten in sein Schlafzimmer geht, als verließe er die Welt für immer.

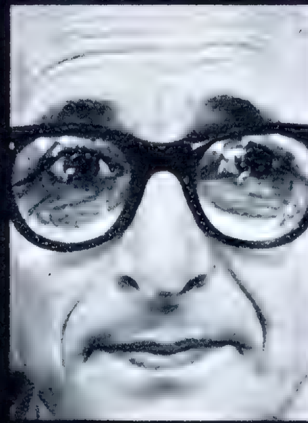
Plötzlich ist der Verdacht da!

Natürlich, denkt Straff, er ist ein kranker Mann, er sieht nicht mehr weiter.

Rücksichtslos wuchtet er auf die Brücke zurück, mit langen, schnellen Sätzen, alle beiseite stoßend, die ihm im Weg stehen.

Gerade als er die Brücke erreicht, fällt der Schuß ...

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE



REVUE EXKLUSIV

Das Bekenntnis des Adolf Eichmann in der Todeszelle

Morgen bin ich in der Hölle

Als einzige Illustrierte veröffentlicht REVUE die handschriftlichen Aufzeichnungen Adolf Eichmanns, die er in seiner Zelle im israelischen Staatsgefängnis Ramle niedergeschrieben hat. In diesem Bericht läßt der Organisator der Judenausrottung sein Leben an sich vorüberziehen — doch man vermißt darin das Bewußtsein von Schuld und Reue. Wo Eichmann sehen sollte, dort ist er blind. Ihm fehlt die Fähigkeit, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Dennoch besaß er Macht über das Leben von Millionen Menschen, die seine Opfer wurden

Nun wissen wir es aus erster Hand: Adolf Eichmann, der frühere SS-Obersturmbannführer, der Judenreferent des Reichssicherheitshauptamtes und Spediteur des Todes, besitzt ein Herz, wenn auch ein schwaches.

Viel Herz kommt in diesem Teil seiner Aufzeichnungen vor: als das Schiff bei Genua den illegalen Auswanderer von Europa wegbringt, wird ihm das Herz schwer; als er sich in der Falle der Israelis sieht, erleidet er einen Herzanfall; als er über die Landetreppe der Düsenmaschine geht, im Begriff, Argentinien ebenso illegal zu verlassen, wie er es vor Jahren betreten hatte, um durch eine umstrittene Prozedur einer unbestreitbaren Gerechtigkeit entgegenzufliegen, bleibt Adolf Eichmann — so schreibt er — das Herz sogar stehen.

Aber dieses Herz schlug sehr gleichmäßig, als er Ungarn nach Juden durchkämmte; als er Tausende von Menschen ohne Wasser und Verpflegung in Güterwagen zusammenpferchen ließ, die dem Massentod in den Gaskammern entgegenrollten; als diese Menschen aussortiert wurden wie Vieh, das man zur Schlachtbank führt; als man ihnen nicht einmal zu einem Blick des Abschieds mehr Zeit ließ oder zu einem letzten Händedruck: Da war Eichmanns Herz stark, da stockte es nicht und blieb auch nicht „stehen". Diese Vorgänge, für die er verantwortlich, wenn auch nicht allein verantwortlich ist, belasten „sein Gewissen zwar kollektiv, aber sonst fühlt es sich durchaus in Ordnung".

Sicher hat selbst Adolf Eichmann ein Herz; und doch ist er ein Mann ohne Herz . . .

★

Als das Schiff in Genua ausgelaufen war und die Spannung, in der ich gefiebert hatte, nachließ, wurde mir erst bewußt, daß ich Europa nie wiedersehen würde. Das Herz wurde mir schwer.

Auf der Höhe von Gibraltar etwa fiel mir ein, daß es mir nie gelingen würde, die verlogenen Legenden, die über mich verbreitet wurden, zu widerlegen. Die ganzen Jahre hindurch war ich ein Befehlsempfänger gewesen. Aber ich werde diesen Umstand der Welt nie beweisen können. Keiner wird mir vermutlich glauben, daß kleine Leute wie ich ständig in der Furcht lebten, ihre Familien könnten zur Rechenschaft gezogen werden, wenn ich auch nur einen Schritt vom Befehl abweichen würde.

Ich glaube, daß die öffentliche Meinung in der ganzen Welt gelenkt wird, und daß man deshalb diese Tatsache nicht zur Kenntnis nimmt.

Während meiner Überfahrt brach der Krieg in Korea aus. Ich hatte mich mit einer Mitreisenden angefreundet, einer Wienerin, die mit einem italienischen Schiffsoffizier liiert war. Dieses Mädchen schimpfte heftig auf die Kommunisten, aber ich wies sie darauf hin, daß sich keiner von uns ein Urteil erlauben könne, wer in Korea im Recht sei und wer im Unrecht.

Wir passierten Montevideo, die Hauptstadt Uruguays, und am Rio de la Plata warf unser Schiff den Anker aus: Ich war in meiner neuen Heimat, in Argentinien. Nach dem Schattendasein, das ich im Nachkriegsdeutschland geführt hatte, kam ich mir jetzt vor wie ein freier Mensch, der seine äußere Schizophrenie abwerfen konnte.

In Österreich war ein Mann namens Eichmann zurückgeblieben, ein Herr Barth in Bayern, Eckmann in Franken und ein gewisser Henninger in Italien. Hier stand der Einwanderer Ricardo Klement am Bug des Schiffes und sah hinaus in die Nacht. Und es war mir, als ob diese fünf verschiedenen Männer zusammen diskutieren würden:

„Nun", sagte Barth zu Eckmann, „war dieses Morden, dieses Zerstören und all dieses Leid notwendig?"

„Und was", fragte Henninger, „hat es eingebracht? Und welche Rolle hast du dabei gespielt, Eichmann? Und was versprichst du dir jetzt von Argentinien?"

An allem, was geschah, war nur der Nationalsozialismus schuld. Ich halte ihn heute für eine politische Krankheit. Da hält ein Österreicher mit einem deutschen Paß Reden, und diese werfen Funken und entfachen ein Feuer, das Europa in Flammen setzt. Und dieser Mann, mein Führer Adolf Hitler, war weiß Gott nicht der einzig Schuldige, so wenig wie ich. Viele andere, die sich heute so demokratisch geben, die am Krieg verdient haben und mir den Strick gönnen, haben das Feuer geschürt in blindem, sinnlosem Haß. Haß machte Mord, und der Tod hielt seine Ernte . . .

Ich war also am Ende meiner Reise und stand endlich auf argentinischem Boden, sorgenlos, denn ich befürchtete nicht mehr, von einem früheren Kameraden denunziert zu werden, deshalb fühlte ich mich in Sicherheit.

Der erste Mensch, der mich in Argentinien ansprach, gerade als ich das Gebäude der Zollbehörde verließ, war ein Deutscher. Er bot mir Logis bei sich an und verlangte als Entgelt, daß ich als Anstreicher bei ihm arbeite. Es klang gut, aber der Mann war hinter Neulingen her, um sie auszunutzen. Ich ahnte es, bedankte mich höflich und ließ ihn stehen. Als ehemaliger höherer SS-Offizier hatte ich es auch nicht nötig, als Hilfsarbeiter zu fungieren, aber das konnte ich ihm natürlich nicht sagen.

Viel Geld hatte ich nicht; ein paar hundert Pesos hatten die Menschen, die mir zur Flucht verhalfen, zusammengekratzt. Mehr konnten sie mir nicht geben, zumal sie ja auch noch anderen untergetauchten Kameraden helfen mußten. Wenn auch das Leben in Argentinien nicht sehr teuer war, so mußte ich doch zusehen, wie ich zu Geld kam.

Ich wurde von einigen Familien, die schon lange im Lande waren, zum Essen eingeladen und sammelte so Eindrücke über Argentinien, über die Mentalität seiner Bewohner, über seine soziale Struktur. Ich überreichte den Damen des Hauses jeweils Blumen, obgleich deren Preis in keinem Verhältnis zu meinen Finanzen stand.

Aber schließlich fand ich sozusagen am Mittagstisch Brot und Arbeit, bei einer Gesellschaft für Bodenerschließung, die im Regierungsauftrag im Norden des Landes Wasserenergien nutzen sollte. Ich wurde gleich als Abteilungsleiter eingestellt, bekam ein Gebiet von 800 Quadratkilometern in der Provinz Tucuman zugewiesen und hatte somit nicht nur eine gute Stellung, sondern auch eine produktive Aufgabe. Allerdings konnte ich erst ein paar Monate später beginnen, und die Zeit wollte ich nutzen, um die fremde Sprache zu erlernen.

Ich arbeitete zwischendurch noch bei einer anderen Firma, deren leitender Ingenieur früher wissenschaftlicher Berater des SS-Generals Rammler gewesen war. Ich sah diesen meinen Offizierskameraden höchstens zweimal in der Woche, denn er leitete die Fabrik mit der linken Hand. Er wollte mich zum Bleiben überreden und versprach mir, mich sogar zum Leiter der Nachtschicht zu machen.

Ich war aber schon an Tucuman gebunden, ich freute mich auf das Leben auf dem Lande und auf die Arbeit in der frischen Luft in der Nähe der Flüsse und inmitten der Zuckerplantagen oder des Regenwaldes. Es war doch ein schwacher Ersatz für die Heide, und die liebe ich nun einmal.

Nach einigen Wochen hatte ich mich in meinem neuen Arbeitsplatz eingewöhnt. Ich gab den ursprünglichen Gedanken auf, nach Ostasien weiterzureisen und entschloß mich, im Lande zu bleiben. Das Haus, das ich gemietet hatte, lag neben der Dorfschule. Wenn die hellen Kinderstimmen zu Beginn des Unterrichts die letzten drei Worte der argentinischen Nationalhymne gesungen hatten — libertad, libertad, libertad — und den klingenden Marsch der Peronisten, genoß ich den Klang und ging hochgestimmt an die Arbeit.

Meine Familie war nachgekommen. Alles schien in Ordnung zu sein. Ricardo Klement vergaß Adolf Eichmann.

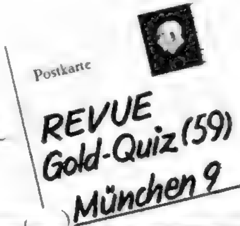
Leider nur er, nicht seine Häscher!

Natürlich geschah meine Entführung nicht von heute auf morgen, und es gab eine ganze Reihe Anzeichen für sie, echte und auch eingebildete. Mit der

Fortsetzung übernächste Seite

REVUE Gold-Quiz (59)

Wissen ist Gold wert
pures 24-karätiges Gold



So sieht die richtige Anschrift aus

In diesem Spiel werden in jeder REVUE drei Preisfragen gestellt, eine leichte — sie heißt QUIZ, eine mittelschwere — QUIZZER, und eine sehr schwere — AM QUIZZESTEN.

Jede Woche können Sie gewinnen:

Für QUIZ 1 Goldbarren von 10 Gramm • Für QUIZZER 1 Goldbarren von 20 Gramm • Für AM QUIZZESTEN 1 Goldbarren von 50 Gramm • Außerdem noch 50 wertvolle Bücher

Jede richtig beantwortete Frage kann Ihnen einen Gewinn bringen, und Sie können sich entscheiden, welche Frage Sie beantworten wollen. Selbstverständlich steht es Ihnen frei, auch zwei oder alle drei Fragen zu lösen. **Dann schreiben Sie Ihre Lösungen auf die Rückseite einer Postkarte, die Sie genauso adressieren, wie Sie es links abgebildet sehen.**

Gehen mehr richtige Lösungen ein als Preise vorhanden sind, werden die Gewinne ausgelost. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Der Erwerb der REVUE zur Teilnahme ist nicht erforderlich. Gewinnern aus dem Ausland wird der Gegenwert in Geld ausgezahlt.

Einsendeschluß für REVUE-Gold-Quiz (59) ist der 19. Februar. Lösungen und Namen der Preisträger erscheinen in REVUE Nr. 10 vom 11. März 1962.

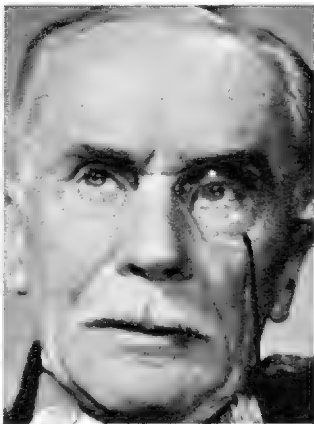
Im REVUE-Gold-Quiz Nr. 55 gewannen durch Auslosung: Für QUIZ: 1 Goldbarren von 10 Gramm: Marlies Polkowski, Rielasingen, Krs. Konstanz, Gottmadinger Str. 6 — für QUIZZER: 1 Goldbarren von 20 Gramm: M. Dilling, Bottrop/Westf., Osterfelder Str. 125 — für AM QUIZZESTEN: 1 Goldbarren von 50 Gramm: Karl-Heinz Wenzel, Wathlingen/Celle, Riedelstr. 52.

Richtige Lösung: Für QUIZ: Sprungschanze, für QUIZZER: Österreich, für AM QUIZZESTEN: 3 Goldmedaillen.

Quiz
(die leichte Frage)

Es gab Zeiten, wo es als vornehm galt, anstatt einer bequemen Brille das eingeklemmte Einglas zu tragen.

WIE IST DAS GEBRÄUCHLICHE WORT FÜR DAS EINGLAS?



Quizzer
(die mittelschwere Frage)

Enorm hohe Kragen mit langen Ecken schrieb die Herrenmode der Biedermeierzeit vor.

WIE LAUTET DER SPOTTNAME FÜR DIESE KRAGENMODE?



am Quizzesten
(die schwere Frage)

Bis in den I. Weltkrieg hinein trug ein Teil des deutschen Militärs und die Polizei Helme mit einer Metallspitze.

WIE IST DIE VOLKSTÜMLICHE BEZEICHNUNG DIESES HELMS?



Schreiben Sie Ihre Lösungen nur auf eine Postkarte, auch wenn Sie zwei oder drei Fragen beantworten!

Morgen bin ich in der Hölle

Zeit konnte ich sie nicht mehr unterscheiden. Ich beging einen entscheidenden Fehler, ohne den ich vielleicht heute noch, zwar in einer kleinen Stellung, aber als glücklicher Familienvater in Argentinien säße, statt in Israel auf den Henker zu warten.

Eines Tages kam aufgeregt meine Schwiegertochter zu mir — sie ist argentinisch-uruguayischer Abstammung — und sagte:

„Papa ... heute waren Yankees hier und wollen Land kaufen, um eine Nähmaschinenfabrik zu errichten."

Das war natürlich Unfug. Hier gab es weder Wasser noch Elektrizität. Etwas an der Sache war faul. Aber ich beschäftigte mich nicht weiter damit. Ich hätte fliehen können und auch müssen. Tausend Kilometer nach Süden, zum Beispiel nach Buenos Aires oder nach Patagonien, wo ich auf einer Schaffarm hätte arbeiten können, oder nach Norden in das Aconquijagebirge. Ich kannte dort einige Städte und ihre Bewohner, und ich war durchaus nicht unbeliebt.

Ich hätte auch nach Chile gehen können oder sogar nach Ostasien. Aber ich hätte das alte Versteckspiel wieder beginnen müssen, und ich wollte auch nicht, daß meine Familie glauben sollte, daß ich ein Feigling sei, wie es in der Presse immer wieder hingestellt wurde.

Ich entschloß mich also, nichts zu tun und dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, weil mein Gewissen zwar kollektiv belastet war, sich aber sonst durchaus in Ordnung fühlte.

So änderte ich meine Lebensgewohnheiten nicht, verrichtete meine Arbeit, schlief nachts ruhig und vermied innerhalb der Familie Gespräche über meine Vergangenheit. Ich wußte, daß 10 000 Dollar Belohnung auf meinen Kopf ausgesetzt waren, und daß sicher mancher meiner alten Kameraden die Summe sehr wohl gebrauchen konnte.

Kurz bevor ich entführt wurde, sah ich sehr früh morgens in 200 Meter Entfernung von meinem armseligen Haus an der Ruta San Fernando ein Auto; sein Motor lief laut und seine Lichter waren ausgeschaltet. Kurze Zeit später sah ich wieder ein Auto, dessen Fahrer mich nach dem Weg nach Buenos Aires fragte, obwohl das Nummernschild aus Buenos Aires war.

Ich vertrieb mir meine Befürchtungen mit der Erklärung, daß mich die argentinische Polizei überwache. Das war nicht schlimm. Sie überwachte auch andere Leidensgefährten von mir, ohne ihnen etwas zu tun. In Südamerika ist man nicht so kleinlich wie in Europa. Und einmal muß ja auch Schluß sein mit dem Krieg. Man muß vergessen und vergeben können. Der Krieg ist nie schön, und kaum eine Seite ist besser als die andere. Aber ich will hier keineswegs an die Bombardierung Dresdens erinnern, und möchte somit, was die Verzeihung anbelangt, mit gutem Beispiel vorangehen.

Ich schlug also damals meine Befürchtungen in den Wind. Ich war zwar gewarnt, vermutete aber keineswegs, daß sich mein Schicksal am 11. Mai 1960 erfüllen würde.

Es war ein Tag wie jeder andere. Ich war auf meinem üblichen Heimweg, verließ den Bus an der Haltestelle. Ich erinnere mich, daß Vollmond war, über den der Wind die Wolken jagte.

Fortsetzung folgt in der nächsten REVUE

Intime

CURD JURGENS bestellte telegrafisch aus Mexiko City bei seinem Münchner Maskenbildner Franz Mayrhofer drei Toupets, um sein schon etwas schütter werdendes Blondhaar aufzufrischen. Dem Meister bereitete der Eil-Auftrag keine Schwierigkeiten: am Modell mit den Originalmaßen von Curd zog er die gewünschten Toupets auf. Nur Stammkunden haben übrigens ihre Holzköpfe bei Mayrhofer stehen. Jürgens gehört zu diesem Kreis der Privilegierten — nicht zuletzt deshalb, weil auch Ehefrau Simone Bicheron ihre modischen Perücken in allen Farben aus der Werkstatt des Münchner Maskenbildners bezieht. Als Curd in Hollywood war, machte er sich bei der scharfzüngigen Klatschkolumnistin Louella Parsons mit einem Geschenk besonderer Art beliebt: er überreichte ihr drei Mayrhofer-Perücken in Schwarz, Rot und Blond.

MONTGOMERY CLIFT erregte Aufsehen im renommierten Münchner Restaurant „Humplmayr", weil er beim Essen auf Messer und Gabel verzichtete. Dieser Rückfall in die Tischsitten des Mittelalters – damals bediente man sich vornehmlich seiner Hände — ist vermutlich auf Montys allzu große Vorliebe für scharfe Getränke zurückzuführen. Auch Regisseur John Huston kann ein Lied davon singen. Manche Szenen des „Freud"-Films, der mit Clift als Hauptdarsteller in den Ateliers von München-Geiselgasteig gedreht wird, müssen bis zu dreißigmal wiederholt werden. Eigentlich sollte der Film schon im Dezember fertig sein. Jetzt hofft man, ihn bis Ende Februar abgedreht zu haben.

ZSA ZSA GABOR muß weiterhin auf die Bar-Freuden im „El Marocco" verzichten. John Perona, Inhaber dieses eleganten New Yorker Nachtlokals, hatte einst über Zsa

Wer? Wo? Was?

GILBERT GRAF GRAVINA (71), Urenkel Franz Liszts, Enkel Cosima Wagners, musikalischer Assistent Wieland Wagners bei den Bayreuther Festspielen und ständiger Bayreuth-Begleiter der Begum, liebt „außerdienstlich" schräge Musik. Der alte Graf gehört zu den ständigen Gästen des Bayreuther Jazzkellers „Katakombe". Dort diskutiert er am liebsten mit jungen Leuten über die Meistersinger von St. Louis und New Orleans.

BERNARD TEMPLIN (79), Buchhalter a. D., starb auf dem Parkett der größten Tanzhalle von Los Angeles an einem Herzinfarkt. Er war auf Grund einer Zeitungsanzeige in das Etablissement gekommen, in der es hieß: „Sie sind niemals zu alt — zum Twisten!"

SVETLANA BERIOSOVA (29) ist Großbritanniens radioaktivste Primaballerina. Sie wird jeden Abend in eine lebende Rundfunkstation verwandelt. Die dazu notwendige Sendelizenz wur-

Revue

Zsa wegen „ungebührlichen Benehmens" ein zehnjähriges Hausverbot verhängt. Nach Johns Tod hoffte die Gabor auf des Sohnes Gnade. Doch Perona jr. blieb hart: erst müssen die zehn Jahre vorbei sein, dann darf Zsa Zsa wieder mitfeiern.

SANDRA MILO will ihre Filmkarriere in Rom aufgeben, um den Produzenten Moris Ergas zu heiraten. Nach 16 Filmen glaubt Sandra, genug vom Leinwandruhm zu haben. Hoffentlich geht es ihr nicht wie ihrer Vorgängerin bei Moris, der kurvenreichen Silvana Pampanini. Sie trennte sich vor sechs Jahren von dem Produzenten und bekam prompt eine Klage an den hübschen Hals. Moris wollte die 50 000 Dollar zurückhaben, die er für Pelz- und Schmuckgeschenke an Silvana ausgegeben hatte . . .

JÜRGEN ROLAND blieb in seinem Hotel in Hongkong zwischen zwei Etagen mit dem Aufzug stecken. Der „Stahlnetz"-Regisseur mit den Spielfilm-Ambitionen (er dreht in der östlichen Zauberstadt gerade „Hongkong, Hafen der Versuchung") schrie sich die Kehle heiser. Zwei volle Stunden saß er eingesperrt in seinem Lift, bis ihn endlich ein Page hörte und Retter herbeirief. Die Vorwürfe, die Roland der Hotelleitung wegen seiner „Inhaftierung" machen wollte, blieben ihm im Halse stecken: an der Aufzugtür hing ein Schild mit der deutlichen Aufschrift „Wegen Reparaturarbeiten außer Betrieb".

TRUDE HERR eilte von der Hauptprobe zu dem Musical „Trude räumt auf" in das — der Wiener Löwingerbühne gegenüberliegende — Café „Elsahof" zum Imbiß. Die gewichtige Star-Komikerin hängte ihren Persianer an den Haken, schritt zu einem freien Platz und blieb plötzlich schreckerstarrt stehen. Sie hatte



IM SELBSTUNTERRICHT übt Rossana Schiaffino „Twist" für den Film „Zwei Stunden in einer anderen Stadt". Partner Kirk Douglas war mit ihrer Tanzkunst unzufrieden. Um weiterer Kritik zu entgehen, erfüllt sie jetzt ein heimliches Übersoll an Tanz-Übungsstunden

ihr Kleid in der Theatergarderobe vergessen und präsentierte sich den grinsenden Zeitungslesern und staunenden Kaffeetrinkern als wohlproportionierte, doch etwas füllige Dame in schwarzem Seidentrikot. Schnell ging sie hinter einem Marmortisch in Deckung, bis ihr der hilfsbereite Ober den Mantel reichte. Dann nahm sie Platz und verzehrte seelenruhig ihr zweites Frühstück.

Ein guter Abgang rettet jeden Auftritt. Bis nächste Woche Ihr

Hunter



LUDWIG ECKES (48), erfolgreicher Erfinder der weichen Alkohol-Welle, hat auch für die Antialkoholiker ein Herz. Für einige Millionen baute er in Niederolm bei Mainz Europas erstes privates Forschungs-Institut für Fruchtsäfte. Künftig sollen 42 wissenschaftliche Angestellte das früher nur von Sängern erstrebte hohe C in Reinkultur verflüssigen. Bei der Einweihung prosteten sich Dr. McDowell (links), Ludwig Eckes und Frau Eckes-Chantré (sie gab dem bekannten Weinbrand ihren Namen) mit reinem Fruchtsaft zu

de ihr vom britischen Postmaster General höchstpersönlich erteilt. Svetlana Beriosova hat in dem Ballett „Persephone" in der Londoner Covent Garden Oper nicht nur zu tanzen, sondern auch zu sprechen. Da sie nicht beides gleichzeitig tun kann, nahm man ihre Stimme auf Band auf und strahlt sie bei jeder Aufführung durch einen im Trikot eingenähten kleinen Batteriesender aus.

PROF. DR. BERNHARD GRZIMEK (52), Zoodirektor und REVUE-Biologe, hat wieder einen Platz für Tierfreunde gefunden: die neuerrichtete 5. Grundschule in Berlin-Wilmersdorf. Sie erhielt den Namen seines 1959 in Afrika tödlich verunglückten Sohnes. Viele Bilder des jungen Zoologen schmücken jetzt die große Eingangshalle der modernen „Michael-Grzimek-Schule" (rechts)



Wort-Anzeigen

von REVUE-Lesern für REVUE-Leser

Wortanzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser (Heirat, Briefwechsel, Hobby, Haustiere, Verschiedenes) kosten je Wort DM 0,80 und sind im voraus zahlbar. Der Anfang (bis zu 3 Worten) wird ohne Aufschlag fett gedruckt. Die Chiffreangabe gilt als 1 Wort. Chiffregebühr: Inland DM 1,50, Ausland DM 5,–.
Gewerbliche Ankündigungen können unter dieser Rubrik nicht veröffentlicht werden. Ausgenommen hiervon sind Anzeigen von handelsgerichtlich eingetragenen Eheanbahnungsinstituten. Stellenanzeigen können in dieser Rubrik ebenfalls nicht veröffentlicht werden.

Chiffreanschriften kann der Verlag nicht bekanntgeben. Anfragen gehen an die Auftraggeber der betreffenden Chiffreanzeigen.
Der Verlag übernimmt keine Haftung für rechtzeitige Weiterleitung von Offerten oder deren Inhalt (Fotos, Dokumente usw.). Der Auftraggeber verpflichtet sich jedoch mit Auftragserteilung, zurückverlangte Unterlagen binnen angemessener Frist zurückzusenden, andernfalls der Verlag nach wiederholter Reklamation berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, die Anschrift des Auftraggebers bekanntzugeben.

Der Verlag behält sich das Recht vor, eingehende Offerten zur Ausschaltung von Mißbrauch des Chiffre-Dienstes zu Prüfzwecken zu öffnen. Die Weiterleitung von geschäftlichen Anpreisungen und Vermittlungsangeboten ist ausgeschlossen. Alle Zuschriften sind zu richten an

REVUE Anzeigenabteilung, München 8, REVUE-HAUS

19jähriger sucht Brieffreundin. Zuschriften erbeten unter R 679, REVUE-Haus, München 8.

Dr. med., praktischer Arzt, 30 Jahre, ledig, große, sportliche Erscheinung, wünscht Heirat durch Frau Dorothea Romba, Duisburg, Mercatorstraße 114 — Ruf 2 03 40.

Kaufmannstochter, mittlere Reife, höhere Handelsschule, 23 Jahre, bietet Einheirat in Autohandlung, Reparaturwerkstatt und Tankstelle durch Frau Dorothea Romba, Duisburg, Mercatorstraße 114 — Ruf 2 03 40.

DEUTSCHE BRÄUTE GESUCHT in aller Welt! Hunderte von Ehewünschen aus USA, Deutschland, Schweiz: Herren jeden Standes und Alters. Probeliste diskret/unverbindlich gegen Freikuvert. Keine Vermittlergebühren! AMERIKA-BÜRO 148/535, Starnberg.

Sekretärin, 40, kath., ansprechendes Äußere, Raum Ruhrgebiet, aber nicht ortsgebunden, wünscht Begegnung mit Herrn entsprechenden Alters zwecks Heirat. Bildzuschriften unter R 695, REVUE-Haus, München 8.

Schweres und Enttäuschendes habe ich erlebt. Ob mir wohl noch etwas Glück beschieden ist? Als Druckereibesitzer habe ich keine finanziellen Sorgen und kann meiner Frau sehr viel bieten. Aber das Alleinsein macht mich nicht glücklich. Ich bin 41/1,68, schlank, graumeliert, und meine Hobbys sind der Reitsport, Reisen und Autofahren. Mit einem lieben und verstehenden Menschen ist das Leben aber doppelt so schön. Sollten Sie geschieden oder auch verwitwet sein, möchte ich alles in meinen Kräften Stehende versuchen, Sie wieder mit Lebensfreude zu erfüllen und glücklich zu machen. Vielleicht sind Sie es, die in Zukunft an meiner Seite durchs Leben geht? Nähere Auskunft unter M 206 667 erteilt Altmann GmbH, Hamburg 22.

Sekretärin, 26/1,72, ev., dunkel, möchte gebildeten, liebenswerten Herrn kennenlernen. Zuschriften unter R 696, REVUE-Haus, München 8.

EINSAM? Fordern Sie gratis das 50seitige bebilderte Angebot von Deutschlands größtem Institut für Ehevermittlung mit dem größten Klientenkreis — somit der größten Partnerauswahl! Versand in verschlossenem Umschlag ohne Absender. ALTMANN G.m.b.H., Abt. IA 26, Hamburg 22.

2 **Legionäre** wünschen Briefwechsel mit etwa gleichaltrigen Damen in unserem Alter. Wolfgang 22 J., Reiner 30 J. Jeder Brief wird beantwortet Zuschriften erbeten unt. R 703, REVUE-Haus, München 8.

17jährige sucht Brieffreund. Hobbys: Klassische Musik, Bücher. Zuschriften erbeten unter R 697, REVUE-Haus, München 8.

Welche Frau ist so reiselustig, zu mir nach Beirut (Libanon) zu kommen? Ich bin Deutscher, 63/1,70, ehem. Major, jetzt freiberuflich in glänzenden Verhältnissen lebend — und möchte nicht mehr länger allein sein. Ich sehne mich nach dem „Du" der Aussprache mit einer verständnisvollen und reifen Frau, die meinem gepflegten Heim repräsentierend vorstehen möchte. Ich brauche die Wärme Ihrer Liebe und Zärtlichkeit und möchte gern Ihre Wünsche erfüllen, Sie verwöhnen und umsorgen. Darf ich wohl auf eine Antwort hoffen? Nähere Auskunft unter M 203 738 erteilt Altmann GmbH, Hamburg 22.

Löwin, 19, temperamentvoll, gutaussehend, sucht Freund, nur Tänzer. Bildzuschrift erbeten unter R 698, REVUE-Haus, München 8.

Freiburger Handwerker, 24/1,73, mittl. Reife, Nichtraucher, aufgeschlossen für alles Gute und Schöne, wünscht sich als Freundin hübsches, lebensfrohes, evangelisches Mädchen bis 20 J. Bei Zuneigung spätere Heirat nicht ausgeschlossen. Nur Bildzuschriften unter R 699, REVUE-Haus, München 8.

Franken-Frau, 36/1,72, sucht netten Herrn. Wohnung vorhanden. Zuschriften erbeten unter R 724, REVUE-Haus, München 8.

35jähriger sucht angenehme Freundschaft. Zuschriften unter R 721, REVUE-Haus, München 8.

Junger Mann, 23, wünscht sich nette Freundin. Bildzuschriften erbeten unter R 737, REVUE-Haus, München 8.

Kirchliche Angestellte, 38/1,60, evangelisch, ledig, gebildet, fröhlich, herzenswarm, natürlich, kinderlieb, ersehnt Neigungsehe. Zuschriften erbeten unter R 717, REVUE-Haus, München 8.

Welches nette Mädchen wird 24jährigem, alleinstehendem Münchner schreiben? Eventuelle gemeinsame Urlaubsfahrt im eigenen Wagen. Erbitte Bildzuschriften unter R 718, REVUE-Haus, München 8.

Koch und Steward, 21 u. 25 Jahre, Größe 1,80/1,82, ev., wünschen die Bekanntschaft von zwei lieben, netten Mädchen, zwecks späterer Heirat. Sie sollen Verständnis für unseren Beruf haben. Nur ernstgemeinte Bildzuschriften unter R 704, REVUE-Haus, München 8.

Jacques-Charrier-Typ, 21/1,80, sucht Brigitte-Bardot-Typ. Zuschriften unter R 709, REVUE-Haus, München 8.

Koch und Chef-Steward, 25/28, Schweizer auf See, suchen Bekanntschaft. Bildzuschriften unter R 702, REVUE-Haus, München 8.

Platzmonteur (40 J.), Schweizer, rechtschaffen und arbeitsam mit Sinn für Heim und Familie, sucht für sich eine Lebensgefährtin und für seine Kinder einen warmherzigen Menschen. Wir würden alle in einem Einfamilienhaus im Tessin bei Lugano wohnen. Bescheidener Komfort und Kleinwagen sind vorhanden. Vor allem mußt Du Sonne im Herzen mitbringen, Katholikin sein und Freude an einem glücklichen Familienleben haben. Zuschriften erbeten unter R 700, REVUE-Haus, München 8.

Achtung, Achtung (1,67, 1,75 und 1,84), drei Angehörige einer italienischen Eliteeinheit suchen drei blonde Engel zwecks Austobung ihrer Kriegswut in Briefform. Bildzuschriften unter R 701, REVUE-Haus, München 8.

Südsee, Australien: Sprachentraining, Brieffreunde in Deutsch oder Englisch gegen Rückporto, Altersangabe, durch Modern World Club, Box 4226, Sydney (Australien).

4 einsame Überseetransportbegleiter von 23—31 Jahren hoffen hiermit ihre Herzensdame zu finden. Spätere Heirat nicht ausgeschlossen. Bildzuschriften erbeten unter R 705, REVUE-Haus, München 8.

Brieffreundschaften vermittelt im In- und Ausland IKV, R. Kunau, Göttingen, Postf. 748/R. Bildprospekt kostenlos!

Skorpion. Welche lebensfrohe Dame (ca. 30/1,65) wünscht Freundschaft, evtl. spätere Ehe mit Skorpion. Fünfziger, Exportleiter, zur Zeit Düsseldorf, bergliebend, Sportwagen. Erbitte freundl. Zuschriften unt. R 706, REVUE-Haus, München 8.

23jähriger Rheinländer, 1,71, blond, humorvoll, Haus- und Grundbesitz, Sportwagen, Skifahrer, wünscht Bekanntschaft mit lustigem, nettem Mädel. Bildzuschriften unter R 707, REVUE-Haus, München 8.

Suche so schnell wie möglich eine erste Kraft (Friseuse). Bei Zuneigung auch Einheirat geboten. Bin Wtw., 40 J., 1 Sohn (10 Jahre). Zuschriften erbeten unter R 708, REVUE-Haus, München 8.

Geschäftstochter, 32/1,62, dunkel, gut aussehend, möchte das elterliche Geschäft weiterführen, sucht dazu einen Partner, der ihr dabei helfen möchte. Bildzuschriften unter R 710, REVUE-Haus, München 8.

Dr. rer. pol. und Dipl.-Volkswirt, 48 Jahre, in leitender Stellung, 1,78 groß, ledig, bietet Einheirat durch Frau Dorothea Romba, Duisburg, Mercatorstraße 114 — Ruf 2 03 40.

Einsame — Heiratssuchende finden auf zuverlässige Art wirklich vorhandene Partner durch unsere ausführl. u. unverfälschten, original- u. wirklichkeitsgetreuen „Anbahnungspartnerwunschkarten mit echtem Foto"! Wir enttäuschen nicht! „Begriff des Vertrauens" ist unser Institut Claudia-Wilma, 773, Villingen/Schwarzwald, Postfach 300.

Raum Wilhelmshaven. Münchner, 21/1,85, Nichttänzer, sucht nette Freundin. Zuschriften unter R 731, REVUE-Haus, München 8.

Mit wem darf ich eine glückliche Zweisamkeit und Zukunft aufbauen? Ich bin 36/1,80, Dr.-Ing. mit sehr gutem Einkommen, Wagen usw., und sehne mich nach einer warmherzigen und anschmiegsamen Lebensgefährtin, die keine materiellen Werte mitzubringen braucht. Wenn das Glück Ihnen bis jetzt noch nicht begegnet ist, vielleicht darf ich es Ihnen bringen? Ich möchte Sie verwöhnen, mit Ihnen schöne Reisen machen und vor allem mein Herz und Vertrauen schenken dürfen. Welche liebevolle und treue Frau schreibt mir? Nähere Auskunft unter M 206 927 erteilt Altmann GmbH, Hamburg 22.

Student, 22, sucht nette Briefpartnerin. Zuschriften erbeten unter R 729, REVUE-Haus, München 8.

25jähriger Ingenieur, sucht hübsches, nettes Mädel (Südd.). Bildzuschriften unter R 730, REVUE-Haus, München 8.

Gibt es irgendwo auf der Welt eine Frau, die den festen Willen zu einer überaus glücklichen Ehe hat und bereit ist, immer zu ihrem Mann zu halten? Einer solchen Frau biete ich dafür bei mir in der Schweiz ein überdurchschnittliches Leben, ein wunderschönes eigenes Haus, Skisport, Segeln und Reiten, einen sehr guten neuen Wagen und Vermögen. Ich bin freischaffender Architekt, 38 Jhr. alt. Auch Dame mit Kind angenehm.
Nähere Auskunft unter RV 28175 erteilt der internationale Briefbund „Kontakt" (Germany), Vertretung f. d. Schweiz, Postfach 30, Lugano-Paradiso.

Drei Freundinnen, 17/19/21, suchen netten Briefwechsel. Zuschriften erbeten unter R 748, REVUE-Haus, München 8.

Sehnsucht habe ich nach einer Ehe voller Liebe. Bin ein 19jähriges, fröhliches Mädel, nicht unvermögend (erbe Haus). Wir wollen daher nur auf unsere Herzen hören, nicht wahr? Näheres 07 46,
Institut Horst BAUR, Post über: Stuttgart-S, Weissenburgstr. 2 A.

Bin 21, kath., und sehne mich nach einem lieben Mädel. Bildzuschriften erbeten unter R 738, REVUE-Haus, München 8.

● Weitere Wort-Anzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser finden Sie auf Seite 68 ●



Leggy Look für junge Leute

Marie-Antoinette von Wuthenau berichtet über die neue Mode von Florenz

Wenige Tage, bevor in Paris der Seidene Vorhang aufging, wurde im prachtvoll-prächtigen Palazzo Pitti zu Florenz DIE PERFEKTE JUNGE DAME geboren. Keine modische Sensation zwar, aber ein Geschöpf der Couture, an dem sich in schöner Einmütigkeit alle Mitmenschen erfreuen können, reife Väter und heranreifende Söhne, strenge Chefs und milde Tanten, eitle Snobs und brave Bürgersleute. Nichts ist an dieser neuen Mode-Linie auszusetzen: eine beschwingte Silhouette mit weicher Taille und hochsitzendem Busen, mit nach außen gestelltem Rock (wie er sich im Herbst schon angekündigt hat) und lose die Figur umspielendem Jäckchen — das macht „ältere" Damen wieder jung und kindliche Teenager erwachsen. Das schmeichelt und signalisiert Lebensfreude.

Dieser Meinung waren auch die Einkäufer, die sich in der „Sala Bianca", im Weißen Saal, trafen, an dessen Wänden riesige Spiegel hundertfach das Licht der kostbaren Lüster zurückwarfen. An dessen Laufsteg hinauf und hinab die dollar-, pfund- und D-Mark-schweren Einkäufer saßen, sorgfältig getrennt von den frontal placierten Journalisten.



Modell „Gregoriana": Tüll für den Nachmittag

Das Bestechendste an der diesjährigen italienischen Mode, ihr eigentlicher Charme sind die Farben. Die ganze Sonne Italiens scheint in ihnen eingefangen zu sein: Goldschimmerndes Orange gibt es da die Menge, daneben sonnendurchglühtes Apricot, frisches Nelkenrosa, zartes Frühlingsgrün, Zitronengelb und das leuchtende Rotviolett der Bougainvillen, jener seltsamen Blattblüten, die in Italien wie Unkraut Mauern, Hecken und Dächer überwuchern.

Wenn es nach den römischen und florentinischen Modeschöpfern geht, dann bleibt den Frauen in dieser Saison der Schreck erspart, wieder einmal einen Schrank voller veralteter Kleider zu besitzen. Nur etwas sei gleich einschränkend gesagt: enge Röcke und enge Ärmel sind passé. Der „Leggy Look", der „Bein Look", hat sich im Jahr des Twist-Fiebers durchgesetzt. Das heißt: über langen Rehbeinen flatternde Röcke, knapp das Knie überwippend, mit eingesetzten Tütenfalten oder fliegenden Schürzenteilen. Dazu Jacken, die hinten auch in Falten oder Plissees gelegt und deren Kragen rückwärts oft in koketter Weise bis tief unter die Schulterblätter dekolletiert sind.

Es gibt auch eine Vielzahl von Capes, Capes für alle Stunden des Tages, vom Morgen bis in die späte Nacht. Dabei sind diese Dinger im Alltag so fürchterlich unpraktisch! Aber wer bei einer Donna Simonetta oder einer Prinzessin Galitzine einkauft, der braucht wahrscheinlich niemals eine riesige Markttasche für die hungrige Familie heimzutragen. Das Spiel mit den Capes wird phantasievoll variiert: man sah in Florenz hüftlange Capes für den Tag mit weiten Kimono-Ärmeln, elegante Nachmittags-Capes, die, vorn bolerokurz, lässig über eine Schulter drapiert werden, Abendcapes, die rückwärts sogar zu einer Schleppe auslaufen und von Rüschen-Kaskaden überrieselt sind. Vor allem diese Abendcapes folgen dem „durchsichtigen" Look, der vielen neuen italienischen Sommermodellen Sex-Appeal verleiht.

Chiffon ist übrigens das absolut favorisierte Material für die zarten, fließenden Nachmittags- und Abendkleider. Häufig wird das Gewebe in verschiedenen Farben und mit vielen Rüschen übereinander verarbeitet. Das sieht aus, als spiele ständig ein frischer Sommerwind mit dem Kleid und seiner Trägerin. Auch die Tagesstoffe sind samt und sonders auf „Leichtigkeit" dressiert.

Die phantastischen und zum Teil mehr als frechen Boutique-Einfälle fielen den knipswütigen Fotografen besonders auf: Eine nabelfreie Nackedei-Hose à la St-Tropez läßt sich freilich auch besser verkaufen, als ein kühles Schwarz-Weiß-Kostüm. Da die Italiener jedoch wissen, daß nur ein Bruchteil der Frauen gut daran tut, den Bauch entblößt einem breiteren Publikum darzubieten, haben sie sehr schöne Herrenhemden erfunden, die man lässig in den Nackedei-Hosenbund hineinstecken kann und die doch alles mögliche „ahnen" lassen, da sie aus dünnstem Batist gearbeitet sind.

Auch Boleros nach Art der spanischen Toreros, reich mit Volants besetzt, wurden nach Wunsch mit einem Taillenstück aus Spitze ergänzt. Im übrigen waren viele der St-Tropez-Hosen mit großgliedrigen Messingketten gegürtet, manchmal dienten diese Ketten sogar als Hosenträger! Sehr neu, und nach den langen Jahren der hautengen Spaghetti-Hosen sicher zur Abwechslung herzlich willkommen: Gaucho- oder Zimmermanns - Hosen, die sich unterhalb des Knies erweitern.



Modell „Fragezeichen": Kittel für den Strand

Offensichtlich angeregt durch die „Schönste Frau der Welt", Liz Taylor, die in den vergangenen Monaten in Italien mit ihrer Cleopatra-Rolle tagtäglich die Spalten der Gazetten füllte, haben sich viele italienische Couturiers dem Ägypten-Schrei verschrieben: Hochgerutschte Empire-Taillen an fließenden Kleidern und Mänteln, dazu altägyptisches Make-up — die Haare gelackt oder die Hüte hochgezogen nach dem Vorbild der berühmten Königin Nofretete —, Ketten von Perlen und meergrünen Steinen um das Haupt geschlungen, goldene Fingernägel!

Soweit in Kürze das Neueste aus dem sonnigen Süden. Mittlerweile hat auch Paris es bestätigt: es gibt keine modische Sensation in diesem Sommer, dafür aber eine sehr junge, frische, damenhafte Linie, die die Figur wohlwollend betont, ohne sie dem Betrachter auf dem Präsentierteller darzubieten.

In der nächsten REVUE: die schönsten Fotos aus Florenz

REVUE Kurzgeschichte

Abgesang mit zwei Pistolen

VON FRANK F. BRAUN

Der Johannaplatz ist eigentlich ein kleiner Park, aber es stehen da auch einige Häuser, zumeist kleine Villen in verspielten Vorgärten mit Taxusrabatten und Gartenzwergen. Eines der Häuschen gehörte dem Rechtsanwalt Eduard Krokill. Er war ein Mann in den vierziger Jahren, ein wenig zur Fülle neigend und bemüht durch lebhafte Bewegungen seine Regsamkeit zu zeigen. Er war ein gesuchter Strafverteidiger. Der Spottname Krokodil war nur eine Verballhornung seines Namens und ganz unsinnig. Krokill war zwar ein entschlossener, aber ebenso empfindsamer Mann und liebte seine jüngere Frau Gerda mit zärtlicher Anhänglichkeit. Sie war hellblond, mehr schlank als üppig, und wenn man in ihre blauen Augen sah, dachte man an Strand und Meeresküste oder an einen Tennisplatz. Die Ehe war kinderlos, was Eduard Krokill weniger oder überhaupt nicht, seine Frau aber sehr bedauerte.

An diesem Abend befand sich Krokill allein im Hause. Die Wirtschafterin besuchte ihre Schwester, und Gerda war zu einem Konzert gefahren. Er saß an seinem Schreibtisch, die grünbeschirmte Lampe brannte. Er hörte die Zweige der Büsche vor dem Fenster zuweilen gegen die heruntergelassenen Jalousien scharren. Offenbar war Wind aufgekommen. Trotzdem vernahm er die leisen Schritte auf dem Plattenweg. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Um zehn konnte keine seiner beiden Damen zurückkommen. Er horchte. Die Schritte gefielen ihm nicht. Er zog seine Schublade auf. Da lag der Revolver, den er beschafft hatte, nachdem in der vorigen Woche das Türschloß beschädigt worden war. Der Revierwachtmeister hatte gelächelt. „Einbrecher, Herr Doktor? Vielleicht haben Kinder daran gespielt!" Doch dann hatte man ihm ohne Zögern den Waffenschein bewilligt. „Ihre Villa liegt ein bißchen einsam."

Krokill hielt den Revolver in der Hand. Er blieb hinter seinem Schreibtisch sitzen und ihm fiel noch etwas ein. Er knipste das Licht aus.

Sein Herz klopfte plötzlich laut. Das konnte doch nicht wahr sein! Schloß wirklich jemand die Haustür auf? Die Schritte kamen über den Korridor, zögerten, und dann öffnete sich die Zimmertür. Eine Hand tastete raschelnd an der Wand entlang und fand den Schalter.

Die Deckenbeleuchtung war zu grell. Der Mann an der Tür stand kurze Zeit geblendet und blinzelte. „Hände hoch", befahl Krokill. „Bleiben Sie da stehen und bewegen Sie sich nicht. Ich rufe die Polizei an." Er griff zum Telefon hinüber. Den Augenblick benutzte der Eindringling, riß eine Pistole aus der Jackentasche und schoß. Er schoß mit weit ausgestrecktem Arm zweimal sehr schnell. Krokill feuerte nur einmal. Der Eindringling fiel steif vornüber und blieb auf dem Teppich liegen. Den Revolver hielt er noch immer in der Hand.

Krokill kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Er beugte sich herunter, richtete sich verwundert wieder auf, schüttelte seinen Kopf — und rief die Polizei an. Dann tastete er sich zweifelnd noch einmal ab, aber er fand keine Verletzung. Das Zimmer war hell erleuchtet. Er

Wort-Anzeigen

von REVUE-Lesern für REVUE-Leser

● Fortsetzung der Wort-Anzeigen von REVUE-Lesern für REVUE-Leser von Seite 66 ●

Wo ist „Er", der gute Kamerad fürs Leben? „Sie" ist Halbwaise, 21 Jahre, anmutig und warmherzig. Ausstattung und großes Vermögen ist vorhanden, eine Liebesehe ist Voraussetzung. WV 15 629, Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S, Liststraße 15.

Welches liebe Mädel möchte meine Frau werden? Bin 21 Jahre, blonder Sportstyp, suche kein Vermögen, habe alles selbst, eigene Firma, Vermögen, Wagen usw., nur mein Herz ist noch einsam. Näheres 07 47, Institut Horst BAUR, Post über Stuttgart-S., Weissenburgstraße 2 A.

Welche **zärtliche und warmherzige** Frau, deren Familienstand unwichtig ist, möchte zu mir kommen und an meiner Seite ein neues, tiefes Glück aufbauen? Ich bin 46/1,86, techn. Betriebsleiter mit hohem Einkommen, Wagen usw., und sehne mich nach einer harmonischen Ehe und einem frohen Familienleben. Vielleicht darf ich Ihrem Kind ein verständnisvoller und treusorgender Vati sein? Reisen und Autofahren, Theaterbesuche sind meine Steckenpferde, die ich gern mit Ihnen zusammen betreiben möchte Bitte, schreiben Sie mir doch bald einmal, ob wir uns kennenlernen wollen. Nähere Auskunft unter M 204 558 erteilt Altmann GmbH, Hamburg 22.

Blondine mit Herz! 20/1,65, schlank, hübsch und zärtlich, suche ich das Eheglück und nicht „sein" Bankkonto. Habe selbst Vermögen und eigenes Heim, bin aber als Waise sehr einsam Wie lange noch? Näheres „52 : 01" — Institut Erich Möller, Wiesbaden, Humboldtstraße 5.

IHR GLUCK 1962 finden Sie in Amerikas größter Heiratszeitung (Auflage 25 000), 225 Heiratsangebote, 122 Bilder, mit sämtlichen Adressen diskret verschlossen: DM 4,—, FORTUNA-VERLAG, 148/539, Starnberg.

Wer sucht, der findet, stimmt das wirklich? Mein Gegenstück müßte sein: ein sportlicher, schlanker, gutaussehender Mann mit Geist und Humor, 35—45, ab 1,70, kraft- und temperamentvoll. Gutes Einkommen, Wagen vorhanden. Ausführliche Bildzuschriften unter R 712, REVUE-Haus, München 8.

Einheirat in wunderschönes Einfamilienhaus, mit großem Garten, bietet 26jährige Schneiderin einem aufrichtigen Partner, gleich welchen Berufes, von 26—36 Jahren. Die hübsche, junge Dame ist sehr fleißig, natürlich, häuslich, gepflegt, hat Ersparnisse, gute Aussteuer und keine materiellen Wünsche. Auskunft und Beratung über „5800 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Charmante, schuldlos geschiedene Frau, 31 Jahre alt, ohne Anhang, 1,64 groß, mit gutgehendem Geschäft, möchte charaktervollen, sympathischen Menschen finden, auf den sie sich in jeder Lebenslage verlassen kann. Sie möchte, daß er ihr im Geschäft beisteht und dieses evtl. noch weiter ausbaut. Vorkenntnisse sind erforderlich. Schöne Aussteuer, Möbel sowie Wohnung sind vorhanden. Ihr Partner darf bis 48 Jahre sein, darf gerne auch ein Kind haben, da sie sehr kinderlieb ist. Alles Nähere über 3060 06/W gerne durch Institut Erika, Frau E. Trost, Stuttgart, Reinsburgstraße 188.

Dipl.-Ingenieur (in der Elektrotechnik selbständig tätig), Mitte 30, schwarz, sportlich, humorvoll, gesund, sucht liebe Kameradin zwischen 20 und 33 Jahren, charmant, warmherzig, schlank, gesund und von fröhlicher Wesensart. Betreffender ersehnt eine Frau, die in Liebe und Treue zu ihm hält, und sie darf dasselbe auch von ihm erwarten. Nette, modern eingerichtete Wohnung, am Rande einer Stadt, sowie Wagen vorhanden. Alles Nähere über 2559 21/W gerne durch Institut Erika, Frau E. Trost, Stuttgart, Reinsburgstraße 188.

Du liebenswerte, sonnige Gefährtin, welche auch eine gute Ehe wünscht, ersehnt Ingenieur, 26 Jahre, repräsentabel, weltoffen, taktvoll, kennenzulernen. WV 15 640 Frilu, Inhaberin Frau Frida Lutz, Stuttgart-S, Liststr. 15.

Suche interessanten Briefwechsel ohne Alltäglichkeiten mit moderner, lebensbejahender Dame. Bin selbständiger Kaufmann Akademiker, 40, Süddeutschland. Können Sie Spießigkeit auch nicht ausstehen? Dann schreiben Sie mir doch bitte mit Bild unter R 713, REVUE-Haus, München 8.

Wer reicht ihm die Hand zum glücklichen Lebensbund? Betreffender ist Chemiker, 32 Jahre, 1,74 groß, ledig, schlank, brünett, mutterlos, einsam, solide, charakterfest, natur-, musik-, literatur-, reiseliebend, hat eine komplett eingerichtete Wohnung, Wagen, gutes Einkommen und bezieht in Kürze sein modernes Zweifamilienhaus in der Schweiz. Er möchte eine liebe, gute Gefährtin heimführen und sie sehr glücklich machen. Materielle Wünsche scheiden aus, da nur innige Zuneigung entscheidet. Auskunft und Beratung geg. Porto üb. „3323 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Dr. med., prakt. Arzt, 30 Jahre, große, stattliche Erscheinung, wünscht Heirat durch Frau Dorothea Romba, München-Schwabing, Elisabethstr. 50 — Ruf 37 25 95.

Landwirtstochter, im Hotelfach tätig, Mitte 30, zierlich, charmant, intelligent, dunkler Typ, finanziell unabhängig, mit 40 000 DM Ersparnissen, hohem Einkommen, anpassungsfähigem, nettem Wesen, sucht einen Mann mit Herz und Charakter von 37—50 Jahren. Nur aufrichtige Zuneigung ausschlaggebend. Auskunft und Beratung über „5944 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

20jähriger sucht Brieffreundin bis 23 Jahre, späteres Kennenlernen nicht ausgeschlossen. Zuschriften erbeten unter R 714, REVUE-Haus, München 8.

Vermögen nicht gefragt, da Neigungsehe erwünscht! Eine glückliche Zweitehe ersehnt 36-jähriger Diplom-Volkswirt, Akademiker, in leitender Position, 1,84 groß, sportliche Figur, hohes Einkommen, eigener Wagen, mit temperamentvoller, anpassungsfähiger, nicht ortsgebundener Gefährtin von 22—32 Jahren, In- oder Ausland, die Anteil an seinen Interessen nimmt. Seine Hobbys: Fotografieren, Jagen, Reisen, Musik, Tanz, Sport, Theaterbesuche, Bücher. Wer möchte ihm zeitlebens eine liebevolle Herzens- und Ehegefährtin sein? Auskunft und Beratung gegen Porto über „3326 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Einheirat in Tankstelle bietet 22jähriges hübsches Mädchen, mit goldigem Humor, 1,63 groß, schlank, brünett, begeisterte Auto-, Ski-, Wassersportlerin, gute Köchin, einem tüchtigen, zuverlässigen Partner aus Deutschland, Österreich oder Schweiz von 23—33 Jahren (auch mit Kindern). Auskunft und Beratung üb. „5970 RE": „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Diplom-Ingenieur, 32 Jahre, große stattliche Erscheinung, vermögend, wünscht Heirat durch Frau Dorothea Romba, Stuttgart, Azenbergstraße 72 — Ruf 29 74 04

Zwei einsame, weltbefahrene Seebären suchen nette Seenixen, die uns aus unserer Einsamkeit befreien. Dieter, 23/1,72, blond, Hermann, 21/1,72, blond. Bildzuschriften erbeten unter R 716, REVUE-Haus, München 8.

Nur Liebesheirat erwünscht! Betreffender ist Ingenieur und techn Kaufmann, Akademiker, in bester Position, Anfang 40, 1,72 groß, dunkelblond, humorvoll, tolerant, leidgeprüft und herzenseinsam, hat hohes Einkommen, komplett eingerichtete Wohnung, Wagen. Er segelt, wandert, reist gern und wünscht sich eine schlanke liebevolle Gefährtin (auch mit Kindern), für die er schafft und lebt. Wer mochte ihn auf allen seinen Wegen begleiten? Auskunft und Beratung gegen Porto üb. „3430 RE:" „Frau Alice" Briefbund L. Denk, München-Laim, Aindorferstr. 93, Telefon über 1 31 58.

Osterwunsch, Raum München. Selbständiger, techn. Ingenieur, 39 Jahre, 1,70 groß, gerne auf Jagd und Reisen, natur- und musikliebend, möchte auf diesem Wege eine nette, jugendliche und warmherzige Begleiterin für die knapp bemessene Freizeit finden, die noch Sinn für echte Verbundenheit und Kameradschaft besitzt. Bildzuschriften erbeten unter R 715, REVUE-Haus, München 8.

Drei humorvolle Matrosen, Dieter, 1,65/21, Jens-Peter, 1,67 / 21, Helmut, 1,78/22, suchen zwecks lustigem Briefwechsel und eventueller Bekanntschaft drei ebenso humorvolle Damen. Bildzuschriften erbeten unter R 719, REVUE-Haus, München 8

An REVUE, Anzeigenabteilung, München 8, REVUE-HAUS.

Bitte veröffentlichen Sie nachstehenden Text als Wort-Anzeige in der nach Eingang meiner Zahlung nächsterreichbaren Ausgabe.

....

....

....

Die Anzeige soll mit meinem Namen/unter Chiffre erscheinen. (Nichtzutreffendes bitte durchstreichen)

Name: ....

Wohnort: .... Straße: ....

....

Den Betrag von DM .... überweise ich gleichzeitig auf Ihr Postscheckkonto München 60 84 (KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG AG), Stichwort: „Wortanzeige"

Bitte an Lesezirkelleser: Nicht ausschneiden, sondern Postkarte einsenden.

Abgesang mit zwei Pistolen

fürchtete sich nicht mehr. Der Mann auf dem Teppich war tot. Er wollte sich eine Zigarette anzünden, fand das aber dann doch nicht angebracht und blieb vor dem Schreibtisch stehen, bis er die Polizeisirene hörte.

Die beiden Beamten waren in Zivil. Kommissar Lister trug einen blauen Anzug, der ihm zu weit war, wodurch er noch magerer wirkte. Er hatte ein kluges, langes Pferdegesicht. Mit einer Shagpfeife zwischen den Zähnen mußte er sehr fotogen wirken, er war jedoch vom Rauchen seit einigen Jahren abgekommen. Sein Mitarbeiter war zwanzig Jahre jünger, trug eine rauhe Tweedjacke, rötlichbraun wie seine Haare, und hieß unerwarteterweise Dalli. Lister kannte den Rechtsanwalt. Sie gaben sich die Hände, und der Kommissar stellte seinen Assistenten vor. Er fragte: „Kannten Sie den Mann?" Dalli kniete bei dem Toten und berührte die Halsschlagader.

„Nein", antwortete Krokill. „Ein bewaffneter Einbrecher, nicht wahr?"

„Tot", sagte Dalli, woran eigentlich kein Zweifel mehr bestanden hatte. Er griff in die Brusttasche des Toten. Die Kennkarte steckte in einer Zellophanhülle. Eugen Hall; dreißig Jahre wäre er in diesem Monat geworden. Beruf: Werbefachmann.

Lister zuckte die Schultern. „Wo wohnt er?"

„Kantstraße", sagte Dalli und nannte auch die Nummer, stand auf und klopfte seine Knie ab, als sei der Teppich schmutzig gewesen. „Geben Sie mir den Revolver her", sagte Lister. Er zog den Lauf zurück und nahm das Magazin heraus. „Er schoß zuerst?"

„Ja", nickte Krokill. „Zweimal. Ich hörte die Kugeln pfeifen."

Lister schüttelte den Kopf. „Das konnten Sie nicht", sagte er gelassen. „Er hat mit Platzpatronen geschossen." Krokill stotterte: „Was sagen Sie da . . ."

In diesem Augenblick näherten sich eilige Schritte. „Lassen Sie mich durch, ich muß hinein", sagte eine Frauenstimme. Krokills Gesicht verzog sich schmerzlich. „Meine Frau", sagte er, noch bevor Gerda in der Tür auftauchte. Sie trug ihr hübsches grünes Jerseykostüm, war ohne Hut, und ihr helles Haar leuchtete. Zwei, drei Sekunden blieb sie betroffen stehen. „Ein Einbrecher, Liebste", sagte Krokill, „ich mußte schießen. Die Herren sind von der Polizei." Ihr Mund zuckte, aber sie schrie nicht. Sie starrte den Mann auf dem Teppich an. „Ist er tot?"

„Sonst wäre ich es", sagte Krokill nicht ganz logisch. Er dachte nicht an die Platzpatronen. Seine Worte hatten jedoch volle Wirkung. Gerda sprang vor und warf sich ihrem Mann an die Brust.

Lister hüstelte. „Kennen Sie den Toten, Frau Krokill?"

Sie warf über die Schulter einen Blick zurück. „Nein", sagte sie, „ich habe ihn noch nie gesehen." Sie verschluckte sich vor Aufregung. Krokill streichelte ihre Schultern. „Es ist ja vorbei, Liebste", sagte er und irrte sich zum zweitenmal.

★

Der kleine schwarze Wagen fiel überhaupt nicht auf. Dalli saß am Steuer und fuhr schnell, bis der Kommissar sagte: „Es eilt gar nicht so sehr. Da ist schon die Kantstraße."

Das Haus war nicht neu, es konnte aber auch als es neu war, nicht schön gewesen sein. Immerhin stand vor der Tür ein elfenbeinfarbenes Sportcoupé. Einen Portier gab es nicht. Im ersten Stock klingelten sie nicht erst. Die Schlüssel, die Dalli dem Toten abgenommen hatte, paßten nicht. Trotzdem kamen sie herein. Im Korridor hing ein Herrenmantel am Garderobenhaken. Auf dem Tischchen davor lag ein Schlüsselbund. „Merkwürdig", sagte Dalli, „dies hier sind seine Schlüssel. Was für welche hat er in der Tasche gehabt?"

Lister öffnete die Tür in den größeren Raum. Das Licht brannte. Eine mattrosa Muranoschale an der Decke goß Himbeerfarbe über die Möbel. Auf der Couch lagen zu viele Kissen, eines war heruntergeworfen. Dalli hob es in einem Anfall von Ordnungsliebe auf. Darunter lag ein Damentaschentuch. Es war feucht und mit Wimperntusche beschmutzt. „Tränen", sagte Dalli. Gleichzeitig sahen sie beide das gerahmte Bild. Lister nahm es in die Hand. „Eine hübsche Frau", sagte er, „und ein schöner Lederrahmen."

„Aber Herr Kommissar!" Dalli hatte runde Augen. „Das ist doch Frau Krokill, die uns eben versichert hat, sie kenne Eugen Hall nicht!"

„Ja", nickte Lister, „eine recht gute und neuere Aufnahme."

Als das Telefon läutete, drehte er sich um. Der Apparat stand auf dem kleinen Tisch — er brauchte nur die Hand auszustrecken. Eine atemlose, gehetzte Stimme sagte: „Ich wußte, daß Sie jetzt dort sein würden. Vorhin, vor meinem Mann, konnte ich nicht sprechen."

„Ich verstehe. Wo waren Sie, als Ihr Mann Eugen Hall erschoß?"

„Dort, wo Sie sich jetzt befinden."

„Wußten Sie, daß Eugen zu Ihrem Mann gehen wollte?"

„Nein, o nein! Er sagte, ich solle warten, er habe etwas Wichtiges zu erledigen und werde gleich zurück sein. Als er nicht wiederkam, fuhr ich nach Hause. Das andere wissen Sie."

„Woher hatte er die Schlüssel zu Ihrem Haus am Johannaplatz?"

„Ich habe sie ihm nicht gegeben. Sie befanden sich in meiner Handtasche."

„Dann hat er sie sich genommen", sagte Lister. „Ich muß mit Ihnen reden, Frau Krokill. Aber nicht mehr heute abend. Kommen Sie morgen vormittag um zehn zu mir in die Gothaer Straße, Zimmer 29. Vergessen Sie es auf keinen Fall!" Er legte langsam den Hörer auf, sah Dalli an und sagte: „Sie war hier."

„Ich verstehe das überhaupt nicht", rief Dalli. „Eugen geht mit Platzpatronen im Revolver zu Eduard Krokill und läßt sich erschießen?"

„Das war natürlich nicht sein Plan."

„Woher hatte er überhaupt einen Revolver?"

„Ich habe ihn mir angesehen. Eine ältere italienische Beretta, sieben Millimeter." Der Kommissar trat ans Fenster. Da stand ein immergrünes, mageres Blattgewächs. Er strich über die harten Blätter. „Ich meine", sagte er, „jemand hat Eugen die Pistole gegeben und gesagt: Geh jetzt zu ihm, er ist allein, schieß ihn tot."

„Und da ging Eugen wirklich? Das halte ich für ausgeschlossen."

Lister hob die Schultern. Sein Kopf versank förmlich in der Jacke. „Ich auch", gestand er. „Das Teuflische ist, derjenige, der ihm die Pistole gab, muß gewußt haben, daß sie mit Platzpatronen geladen war." Er ließ endlich die Blattpflanze zufrieden und drehte sich um. „Ich muß schnellstens erfahren, woher die Beretta stammt. Es ist wie gesagt eine italienische Waffe. Das bringt mich darauf. Sie kennen den alten Cometti, Antiquitäten, Waffen, Porzellane. Er nimmt es mit diesen Dingen nicht sehr genau. Kümmern Sie sich um ihn. Und dann wüßte ich gern, ob Eugen in letzter Zeit über größere Geldmittel verfügte."

★

Der Korridor im zweiten Stock des Polizeigebäudes erinnerte an Hunderte von Korridoren gleicher Art in Amtsgebäuden, und auch das Zimmer 29 gab

es zu Dutzenden. Kommissar Lister saß hinter seinem Schreibtisch. Dalli lehnte am Waschbecken, als wolle er es verdecken. Auf dem einzigen, harten Holzstuhl saß Gerda Krokill. Sie trug wieder ihr grünes Jerseykostüm. Eine spärliche Sonne schien in das Zimmer.

„Als Sie gestern abend bei Eugen waren, haben Sie geweint", sagte Lister. „Ihr Taschentuch war naß und mit Wimperntusche verfärbt. Weshalb weinten Sie?"

„Als er mich allein gelassen hatte, wurde ich traurig."

„Eugen Hall übt seit langem keinen Beruf aus. Trotzdem wurden in den letzten Monaten größere Beträge von ihm ausgegeben. Kürzlich kaufte er sich einen teuren Wagen. Haben Sie eine Ahnung, woher das Geld kam?"

„Nicht die geringste", antwortete Gerda sofort.

Der Kommissar zog seine Schublade auf. „Kennen Sie diesen Revolver?"

„Nein. Ich verstehe nichts von Schußwaffen."

Lister tat eine Kopfbewegung. Dalli stieß sich vom Waschbecken ab und öffnete eine Tür. „Kommen Sie herein."

Signor Cometti war rund, kahl und ängstlich. In diesem Zimmer hätte er seine eigene Mutter verraten. Er sagte sofort: „Ja, das ist die Dame, die die Berettapistole mit den Platzpatronen bei mir kaufte. Sie versprach mir, sich sofort einen Waffenschein zu besorgen, aber sie gab mir eine falsche Adresse an, wie ich inzwischen festgestellt habe."

Lister winkte ab. „Wir reden später noch darüber. Das genügt." Dalli schob den Italiener wieder hinaus. Es blieb eine Weile still. Dalli machte das Fenster auf. Im Hof knatterte ein Motor; er schloß es wieder. Lister fragte gedämpft: „Er erpreßte Sie, nicht wahr? Er drohte, alles Ihrem Mann zu verraten?"

„Ja", antwortete sie und war heiser.

„Sie zahlten zunächst. Liebten Sie ihn noch?"

Gerda zuckte zusammen. „Nein, o nein! Es war entsetzlich. Ich habe nächtelang verzweifelt wachgelegen und die Stunde verwünscht, in der ich ihm zum erstenmal begegnete."

„Und dann faßten Sie den Plan?"

„Es kam einiges zusammen. Unser Türschloß war beschädigt. Eduard besorgte sich einen Revolver. Ich wußte, wie er war, er würde schießen, wenn jemand einbrach . . ."

„Sie schickten Eugen zu ihm, daß er ihn für einen Einbrecher halten sollte?"

Sie nickte. Dalli scharrte vor Unruhe mit den Füßen, und der Kommissar fragte: „Eugen war so unglaublich dumm, sich schicken zu lassen?"

„Ich habe ihn getäuscht", sagte Gerda. Sie sprach mit gesenktem Kopf. „Ich sagte, ich habe Eduard erschossen. Eugen war entsetzt. Dann fragte er, ob es nicht als ein Selbstmord Eduards angesehen werden könnte. Ich zeigte ihm den Revolver in meiner Handtasche. Er schlug vor, ich sollte den Revolver wieder hinbringen und Eduard in die Hand geben. Da begann ich zu weinen. Ich flehte ihn an, das für mich zu tun. Er sagte: Wirst du mich heiraten, wenn ich es getan habe? Ich versprach ihm, was er verlangte, die Heirat, mein Vermögen, alles. Da ging er."

„Eugen glaubte, er habe die Waffe in der Tasche, mit der Sie Ihren Mann erschossen hatten. Er sah sie sich nicht genauer an, er ahnte nicht, daß nur Platzpatronen darin waren." Lister hüstelte.

Gerda sagte: „Es konnte sein, daß Eduard ihn nicht gleich tödlich traf, daß auch Eugen zur Pistole griff. Sie verstehen das doch, nicht wahr . . .?"

„Jetzt ja", sagte Lister. Seine Hand fiel schwer auf den Tisch. „Sie haben Eugen umgebracht, obgleich Sie gar nicht dabei waren, als es geschah." Er sah sie an. Sie schien gefaßt. „Weiß Ihr Mann jetzt, welche Rolle Eugen in Ihrem Leben gespielt hat?"

„Ich habe ihm alles gesagt."

„Und?"

Sie sah zu ihm auf. „Das Leben geht weiter."

„Vielleicht", sagte Lister. „Sie werden den besten Anwalt nötig haben."

„Ja", sagte sie. Etwas in ihren Augen, das schon erloschen schien, begann wieder zu leuchten. „Mein Mann wird mich verteidigen."

Fernseh REVUE



EIN DOPPELLEBEN führte in den letzten Wochen die vielseitige Maria Sebaldt: tags probte sie als „verwitwete Gräfin Werdenfels" in Frank Wedekinds Schauspiel „Der Marquis von Keith" (Zweites Programm des Bayerischen Fernsehens), abends flirtete sie in der Münchner „Kleinen Komödie" in „Der Prinz und die Tänzerin" mit Axel von Ambesser. „Wenn es um gute Rollen geht, würde ich auch drei gleichzeitig spielen", sagt sie. „Nachts hätte ich noch etwas Zeit dafür . . ."

Die Mattscheibe unter der Lupe

Und an jedem Wochenende: Langeweile . . .

Frohe Wochentage, saures Wochenende! Diese Devise scheint sich bei den Fernseh-Machern immer mehr einzubürgern. Abends, nach den langen Arbeitstagen, wenn wir mit schweren Lidern und müden Nerven nach Hause kommen, flimmert manches Gute über die Mattscheibe in die deutschen Fernsehstuben. Aber am Wochenende greifen die Bildschirm-Gewaltigen tief in die Kiste, auf der in Großbuchstaben die Worte stehen: GEPFLEGTE LANGEWEILE. Am Samstag- und am Sonntagabend kann man russische Volkstänzer russische Volkstänze tanzen sehen, da taucht ein hochgestochener Herr auf, der in verkrampftem Deutsch Lexikonweisheiten verkündet, da zittert ein uralter Kinoschinken über die ahnungslose Mattscheibe, da werden alte Dramen-Aufzeichnungen wiederholt, die schon bei der Erstaufführung verrissen wurden. Da passiert manches. Aber es passiert wenig, was dem Fernseher Freude machen könnte. Warum das so ist? Fernsehen ist kein Vergnügen, sondern ein Zustand. Und an Zuständen darf man nicht rütteln.

Margot verriet nicht die Pointe

Unruhige Wochen hatte Margot Trooger. Und alle Aufregung wegen der Kriminalserie „Das Halstuch". Vom Ende der ersten Folge bis zum Beginn der sechsten und letzten läutete bei ihr unentwegt das Telefon, weil Hunderte von Bekannten und Unbekannten unbedingt im voraus wissen wollten, wer der Mörder ist. Margot blieb standhaft. Jetzt ist sie damit beschäftigt, sich mit den Anrufern wieder auszusöhnen, die ihr diese Verschwiegenheit ernstlich übelgenommen haben. Denn so was gibt es auch.

Mitgift

Irene Koss hat in die (Fernseh)-Ehe mit Sammy Drechsel einen prächtigen Fernsehempfänger eingebracht. Sammy hatte bisher kein Gerät in der Wohnung und mußte vor der Hochzeit immer in den Nebenraum seiner „Lach- und Schießgesellschaft" gehen, wenn er seine „Icke" auf dem Bildschirm sehen wollte. In Zukunft wird es dem jungen Paar leichter fallen, sich gegenseitig fernzusehen, wenn das Nah-Sehen dienstlich wieder einmal unmöglich ist.

Vom Film zum Fernsehen

Bundesfilmpreisträger Herbert Reinecker hat dem Kölner Fernsehen zwei Stoffe verkauft. Das erste Fernsehspiel heißt „Herbsttage". Es ist die Geschichte eines 60jährigen Taxifahrers und seiner Frau, eines glücklichen Ehepaares, das nicht verstehen kann, warum die Umwelt meint, sein Leben sei schon vorbei. „Der Mann aus England" ist der Titel der zweiten Story. Sie handelt von einem Hamburger Ehepaar, das während des Krieges einen Fallschirmjäger versteckt.

Catrin in der ganzen Welt

Weltweit gefragt ist Caterina Valente, die kürzlich ihr 25jähriges Bühnenjubiläum feierte. Catrin begann jetzt einen Film unter der Regie von Kurt Hoffmann. Danach wird die Valente wieder nach New York reisen, um dort in zwei Perry-Como-Shows aufzutreten. Über andere Vertragsangebote (eine Sendung im englischen Fernsehen, ein dreiwöchiges Gastspiel im Pariser „Olympia", eine Bäder-Tournee in Südfrankreich) ist noch nicht entschieden worden. Aus Italien erhielt Caterina das Angebot, in der Fernseh-Serie „Bon soir, Catherine" aufzutreten.

Jürgens baut eigenes Fernseh-Atelier

Curd Jürgens will den Fernseh-Anschluß nicht verpassen. Nachdem er — das liegt schon ein Jahr zurück — fürs Freie Fernsehen eine ganze Spiel-Serie gedreht hatte, die wie alle Produktionen dieses inzwischen verkrachten Unternehmens auf Eis liegt, hat er jetzt eine eigene Produktion aufgebaut. Zusammen mit dem Schweizer Produzenten Wechser, dem Berliner Produzenten Brauner und dem (Film)-Stoffhändler Josef von Ferenczy will er in der Schweiz eine Fernseh-Atelierstadt aufbauen — auf eigenem Jürgens-Grund und -Boden natürlich. Denn Curd hat genügend Schweizer Besitz.

Sag's der REVUE

Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel . . .

In REVUE Nr. 4 veröffentlichten Sie einen Bericht „Es könnten Deine Eltern sein", der jeden wachrütteln sollte. 140,— DM für zwei Personen, das ist einfach erschütternd. Wir wollen gar kein Fernsehen, sondern nur menschlich leben. Die Aktion Gemeinsinn sollte auch den Abgeordneten klarmachen, daß wir zwar sehr glücklich sind, nicht allein zu leben, daß es aber beschämend ist, Staatsbürger zweiter Klasse zu sein.

DINSLAKEN — FELIX HAUSER

Zu Ihrer dankenswerten Reportage über das „Heiligen-Geist-Hospital" in Lübeck darf ich Sie noch auf einen Fall hinweisen, der bestimmt die Beachtung Ihrer Leser verdient: Seit 1959 lebt in diesem Hospital Frau Maria B., die Witwe eines Gastwirtes, die mit 176,— DM Rente im Monat leben muß. Als sie ihren Sohn, der als Angestellter in Lübeck lebt, um einen Zuschuß von 10,— DM im Monat bat, lehnte der Sohn das ab. Seitdem sprechen beide kein Wort mehr miteinander. Ist das der Dank der Kinder an ihre Eltern?

BARGTEHEIDE — HANS GEUTHER

Das Wirtschaftswunder hat für meine Mutter nur 84,— DM Witwenrente übrig. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel! Ist das eine Gerechtigkeit, nach einem Leben harter Arbeit und Entbehrungen so ein Hungerdasein fristen zu müssen? Was nützen da die lächerlichen Erhöhungen der Renten um fünf Prozent. Da kann man sich gerade einen Schuh besohlen lassen und mit dem anderen barfuß laufen. Soviel ich orientiert bin, ist sogar der Fürsorgesatz höher als diese Rente.

MÜNCHEN — JOSEF WENZL

Filmkitsch um Berliner Mauer



Statisten auf politischem Pflaster

Darauf haben wir gerade noch gewartet: die Sektorengrenze als Schnulzen-Produktionsstätte! Hundert Meter von der echten Ulbricht-Mauer entfernt, an der Ecke Markgrafen- und Lindenstraße, hat der italienische Filmregisseur Pietro Vivarelli eine zweite Mauer aus Pappe und Gips aufbauen lassen. Vor dieser Kulisse spielt die rührselige Handlung: Ein junger Mann wird bei der Flucht aus Ostberlin von einem Vopo, der einst sein bester Freund war, erschossen. Die in Westberlin wartende Freundin kann nur noch einen Toten in die Arme schließen . . . Ich frage REVUE: Gibt es keine Möglichkeit, solch billige Kitschfabrikation in der Berliner Innenstadt zu unterbinden?

BERLIN-BRITZ — HEINZ HOLZ

Es geht um die Weißwurst

Wenn Sammy und Du, liebe REVUE, auf Seite 44 der Nummer 2 der Ansicht seid, daß der echte Münchner die Weiß-



wurst der Länge nach geteilt ißt, so wißt Ihr beide nichts. Gerade so ißt er die Weißwurst eben nicht, weil sonst das Beste, der Saft, am meisten verlorengeht.

MÜNCHEN — GEORG ALBERT

Ehrlich währt am längsten

Ehrlichkeit zahlt sich immer aus. Man behält sein reines Gewissen und wird letzten Endes immer belohnt. Diese Erfahrung konnte ich erst wieder vor einigen Wochen machen. Im Sommer 1960 entdeckte ich auf der Rückfahrt von einem Urlaub auf einsamer Straße zwischen Oldenburg und Delmenhorst ein funkelnagelneues Herren-Sportrad, welches am Straßenrand im Gebüsch versteckt lag und offenbar gestohlen worden war. Ohne langes Besinnen lieferte ich diesen Fund bei der nächsten Polizeidienststelle ab.

Vor einigen Wochen erhielt ich von der Gemeindebehörde Hude die überraschende Mitteilung, daß ich das Eigentum an diesem schönen Rad erworben hätte. Es wurde mir per Frachtgut ins Haus gebracht. Meine Ehrlichkeit wurde also, wenn auch erst nach über einem Jahr, belohnt!

MELLENDORF — HERMANN PIEPER

Prügelknabe Autofahrer

Seit einiger Zeit erregt die Frage der 0,8 oder 1,5 Promille bei Fahruntüchtigkeit der Kraftfahrer die Gemüter. Als Kraftfahrer mit 34jähriger unfallfreier Fahrpraxis und vielen hunderttausend gefahrenen Kilometern bin ich für die 0,8 Promille. Wer autofahren will, soll den Alkohol meiden. Ich bin mit dieser Auffassung 34 Jahre gut gefahren. Wenn man heute die Fahrweise vieler Fahrer im nüchternen Zustand beobachtet, dann graut einem bei dem Gedanken, sie könnten auch noch 1,5 Promille im Blut haben. Ich mache daher den Vorschlag, der sowohl den Befürwortern als auch den Gegnern der 0,8-Promille-Grenze gerecht würde:

Ist ein Kraftfahrer an einem Unfall beteiligt, gilt grundsätzlich die 0,8-Promille-Grenze. Der Beweis für die Fahruntüchtigkeit ist erbracht, der Führerschein zu entziehen. Wird dagegen ein

Kraftfahrer dabei betroffen, daß er ein Kraftfahrzeug lenkt oder lenken will, ohne an einem Unfall beteiligt zu sein, sollte die 1,5-Promille-Grenze gelten, weil die Fahruntüchtigkeit mit 0,8 Promille noch nicht erwiesen ist.

Damit wären die strittigen Fragen der Wirkung des Alkohols auf die Reaktionsbereitschaft des einzelnen und der tatsächlichen Fahruntüchtigkeit umgangen.

MÜNCHEN GUIDO MENTZEL

In REVUE Nr. 53 stellt sich der Verkehrsrichter Schied aus München auf den Standpunkt, daß der Autofahrer, der erst durch das Versagen der Behörden zum Verkehrssünder wird, nicht streng genug bestraft wird. Das ist also die Einstellung der Justiz. Daher hat ein Mörder oder Totschläger (siehe Fall Brennecke) eher Aussicht auf einen Freispruch als ein Autofahrer. Benzin- und Kraftfahrzeugsteuer nimmt der Staat, aber Parkplätze und vernünftige Straßen werden nicht geschaffen. Der Nepp und die Schikane, unter denen der Autofahrer zu leiden hat, sind einer Demokratie unwürdig. Selbstverständlich sollen Verkehrsrowdys aufs schärfste bestraft werden. Aber wir wehren uns dagegen, daß der Autofahrer als Prügelknabe für das Versagen der Behörden und zum Auffüllen der leeren Gemeindesäckel dienen soll.

REUTLINGEN EWALD KILB

Entsetzt und erschüttert lesen wir in deutschen Tageszeitungen und in der REVUE über die ungeheuer vielen Unglücksfälle an Bahnübergängen. Hier in Mexiko gibt es gar keinen beschrankten Bahnübergang. Es steht zwar ein Wärter dort und zeigt bei Frei ein weißes Tuch und wenn ein Zug kommt ein rotes Tuch. Aber es würde niemanden einfallen, sich danach zu richten. Die Mexikaner fahren frech und verwegen. Es kümmert sich niemand um Vorfahrt auf den Landstraßen. Aber eines tun sie alle: sie stoppen ab an einem Bahnübergang. Jeder hat sich dort zuerst zu vergewissern, daß kein Zug kommt. Es ist einfach unmöglich, der Bundesbahn die Schuld zu geben.

HUATUSCU (MEXICO)
URSULA RUBACH

Dieser Vogel ist richtig!

Nachdem mein Hilferuf in Nr. 52 der REVUE erschien, darf ich Ihnen zu meiner großen Freude mitteilen, daß Oberbürgermeister Dr. Vogel ein Herz gehabt hat. Er hat mir einen Festtagsbraten geschickt. Dafür herzlichen Dank. Ich glaube, wenn Herr Oberbürgermeister Dr. Vogel Bundeskanzler wäre, würde er die Rentner nie vergessen. Er würde lieber zehn Panzer weniger kaufen und die Renten aufbessern.

MÜNCHEN H. M.

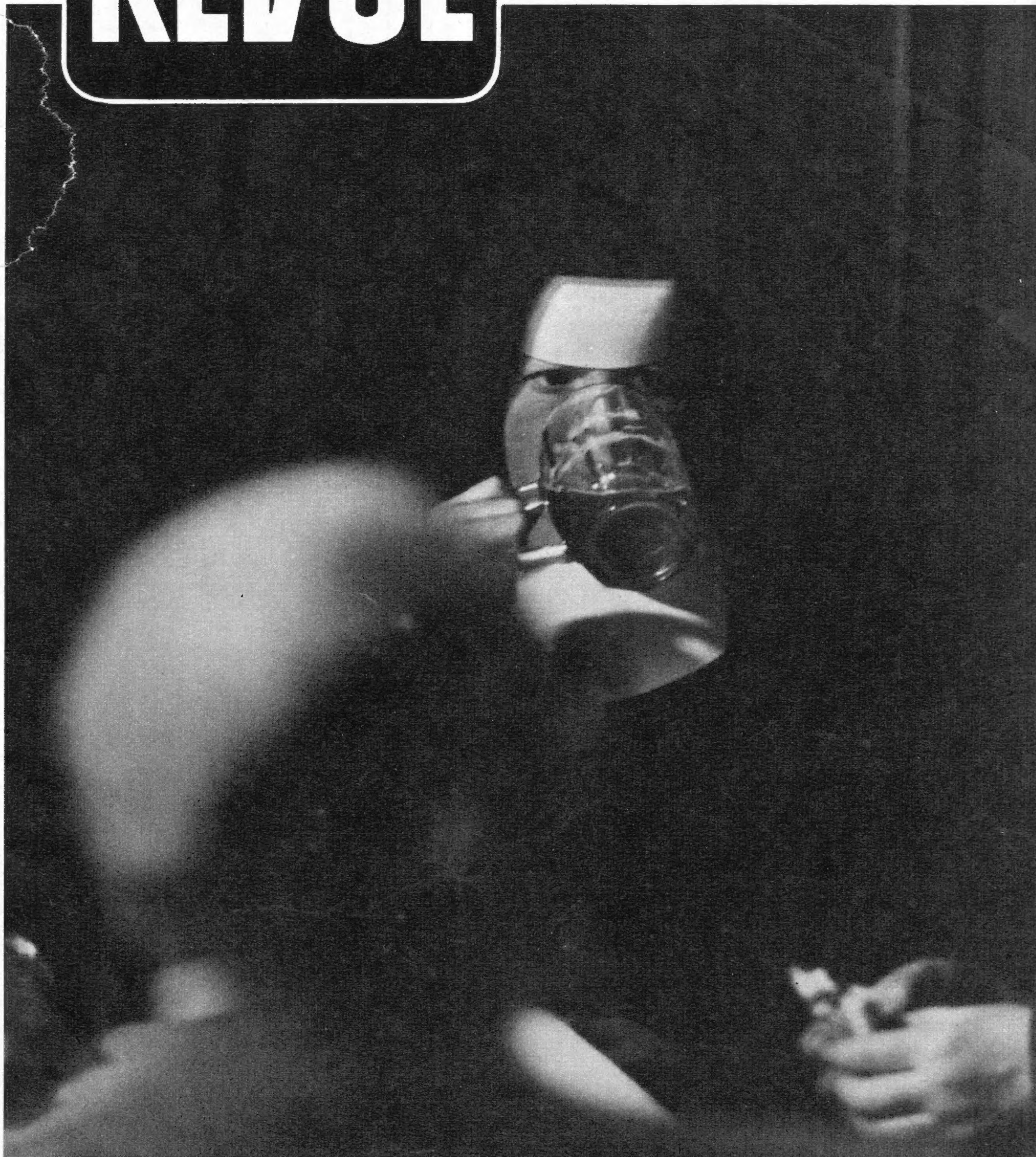
Und wer dankt uns?

Als langjährige Blutspenderin bin ich empört über die Aufnahme der Lollobrigida in REVUE Nr. 2 mit der dickgedruckten Überschrift „Ihren Opfermut". Diese theatralische Aufmachung und die zu erwartende fotogene Ohnmacht gehören wohl hinter die Kulissen eines Filmateliers. In selbstloser Weise haben Tausende (ich 52mal) schon ihr Blut vielen schwer und lebensgefährlich Erkrankten zur Verfügung gestellt, ohne Aufsehen zu machen.

BERLIN MARGARETE WOWRA

REVUE

Das Bild zum Sonntag



Diese Ordensschwester trinkt ihr Bier bei irgendeinem Volksfest. War es in München oder anderswo? War es im Fasching oder beim Oktoberfest? Jedenfalls bekennt sie damit zugleich öffentlich, daß nach ihrem Verständnis des Christenglaubens ein Christ durchaus Alkohol trinken darf. Selbstverständlich nicht im Übermaß! — Es gibt nun aber auch Christenmenschen, die bekennen, daß es einem Christen nicht erlaubt sei, Alkohol zu trinken, auch nicht die geringste Menge. So z. B. die Mitglieder des „Blauen Kreuzes" und viele andere ... Der eine Christ, Laie, Pfarrer oder Bischof, hält Rauchen für durchaus erlaubt. — Der andere aber hält es für unerlaubt.

Der eine Christ findet nichts Unrechtes dabei, Volksfeste wie Oktoberfest oder Fasching oder Karneval mitzumachen, der andere glaubt, man müsse sich solcher Veranstaltungen streng enthalten. Der eine meint, ein Christ müsse immer mit würdevollem, ernstem Gesicht und Gehabe einherschreiten, der andere bekennt, daß „Evangelium" — frohmachende Freudenbotschaft bedeutet, und ein Christ also immer fröhlich die Personifikation seiner Freudenbotschaft darstellen müsse ... Beide aber haben ein gutes Gewissen, beide bekennen sich zu Christus als ihrem Heiland und Erlöser, und keiner von beiden „verketzert" den anderen, beide dulden, tolerieren einander ... Und dies, obwohl sie wissen, daß durch unser Verhalten nach außen, die missionierende Kraft des Christusglaubens entweder gestärkt oder geschwächt werden kann!

Seit Gott in Jesus Christus Mensch wurde, und er diese Tatsache durch das Evangelium verkündigen läßt, muß man sich entscheiden, ob man ihm glauben will oder nicht. Man muß sich dazu oder dagegen bekennen. Bekenntnis heißt lateinisch: „Confessio". So entstanden die drei christlichen „Konfessionen", die katholische, die evangelische und die orthodoxe. Die Konfessionen sagen aus, in welcher Art und Weise ein Mensch sich zu Jesus Christus, seinem Heiland und Herrn, bekennt.

Jahrhundertelang schon stehen das katholische, das evangelische und das orthodoxe Bekenntnis in einem heiligen Wettbewerb um die Erfassung der Wahrheit und die innigste Erkenntnis Jesu Christi. Viel geistiger Segen hat sich daraus ergeben. Oft aber wurde aus dem Nebeneinander der drei christlichen Konfessionen ein hartes Gegeneinander, was der Sache Christi und der Christen viel Unglück und Schaden einbrachte ...

Ich meine nun, die Schwester unseres Fotos [illegible]
uns einen Fingerzeig für liebevolles Z[illegible]
ben der Konfessionen geben: Zwei [illegible]
sionen" gehen nämlich quer d[illegible]
nen, die Befürworter und d[illegible]
len Alkoholgenusses, [illegible]
lichen Spiele, und [illegible]
einander. Al[illegible]
allen Fra[illegible]
und zu [illegible]